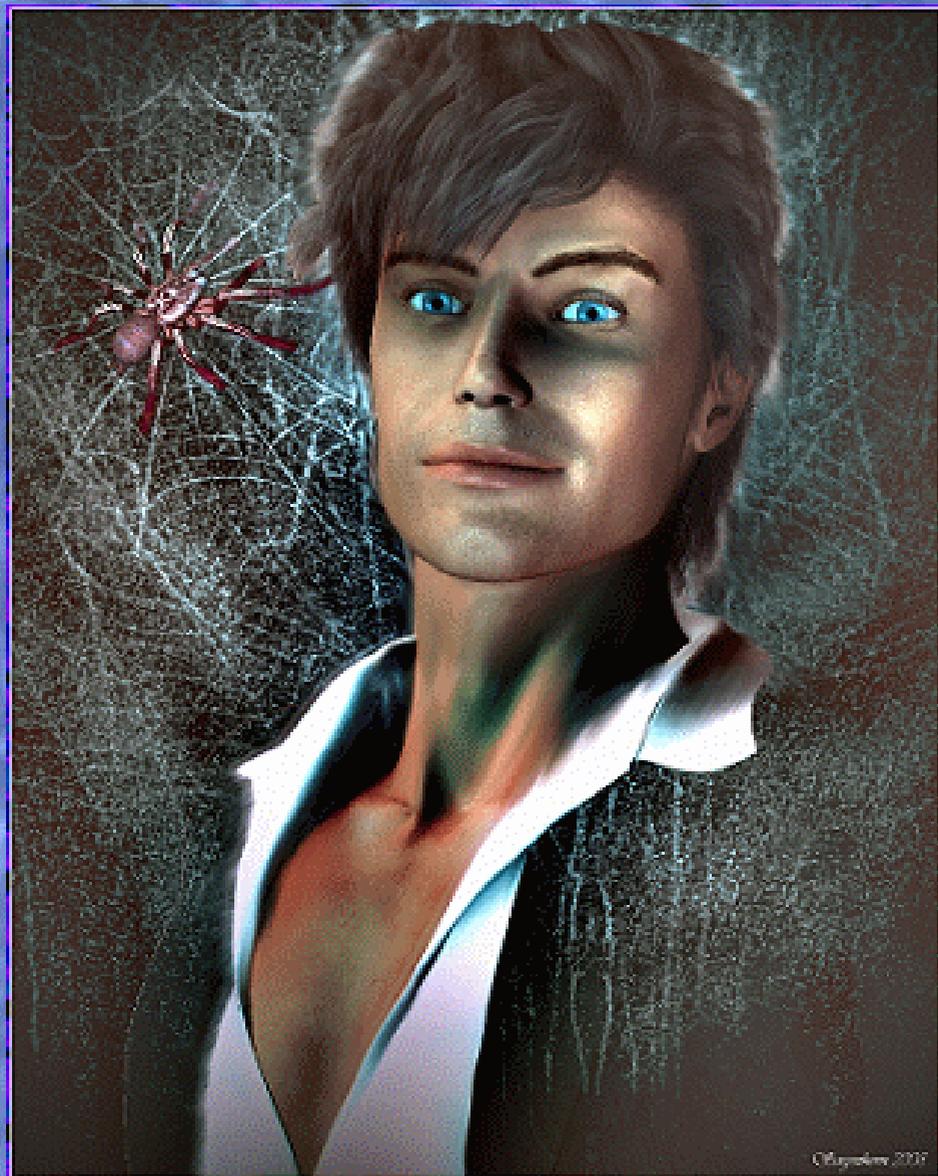


# JIMMY SPIDER

VON RAPHAEL MARQUES



...EIN FANTASY-AGENTEN-THRILLER



Raphael Marques  
Jimmy Spider Band 3  
Folgen 21 - 30

[www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)

Cover © 2008 by Tommy Tohang  
Coverbild © 2008 by Michael Sagenhorn

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2013 by Geisterspiegel  
Geisterspiegel im Internet: [www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)

## Inhalt

Folge 21

Jimmy Spider und die Mörderreihe

Folge 22

Jimmy Spider und der Raub der Mona Lisa

Folge 23

Jimmy Spider und die Suche nach der Mona Lisa

Folge 24

Jimmy Spider und der Kampf um die Mona Lisa

Folge 25

Jimmy Spider und der Sammler

Folge 26

Jimmy Spider und das Todesmoor

Folge 27

Jimmy Spider und der Horror-Zug

Folge 28

Jimmy Spider und das geheime Schloss

Folge 29

Jimmy Spider und die Schatten der Vergangenheit

Folge 30

Jimmy Spider und die mordende Blume



## Jimmy Spider und die Mördereiche

Wenn ich etwas hasste, dann, dass einem eher aus dem Gesäßsteil Flügel wachsen, als dass man bei der TCA Urlaub (den ich nach dem Fall mit der schwarzen Box mal wieder dringend gebraucht hätte) erhält. Dementsprechend stand es mit meiner Laune auch nicht unbedingt zum Besten, als ich von dem Auftrag erfuhr, eine angeblich Menschen verschlingende Eiche zu untersuchen. Als ob es dafür keine ausgebildeten Holzfäller gäbe ...

Zumindest hatte ich zur Erfüllung meiner sinnfreien Aufgabe nicht wieder um die halbe Welt, sondern lediglich bis zu einem kleinen Wald in der Nähe von Glasgow reisen (und mir eine dickere Jacke besorgen) müssen. Hier, in einem schmucken, naturbelassenen Bereich im Schatten zweier stämmiger Erlen (es konnte sich aber auch um eine Vielzahl anderer Baumarten handeln – Tannen einmal ausgenommen; meine silvologischen Kenntnisse endeten bei dem Wissen, wie man einen Baum fällt), wuchs die berühmte *Mördereiche von Glasgow* (wie eine nach einem recht prominenten Himmelskörper benannte Tageszeitung getitelt hatte). Als ich meinen Kopf in den Nacken legte, erblickte ich das mächtige, weitverzweigte Blätterdach des Baumes, durch das die kräftigen Strahlen der Herbstsonne zirkulierten.

Nachdem ich meinen Blick wieder auf den Stamm und die Wurzeln gerichtet hatte, ließ ich gedanklich noch einmal Revue passieren, was ich so alles über dieses noch recht harmlos wirkende Gewächs wusste: Sieben Menschen waren in diesem Wald verschwunden, von allen hatte man lediglich Kleidungsreste gefunden, die zwischen den Wur-

zeln der Eiche gesteckt hatten (woraufhin man freilich dem Baum die Schuld in die Schuhe – bzw. in diesem Fall eher in die die Wurzeln umgebende Erde – geschoben hatte, andere Verdächtige waren wohl gerade nicht aufzutreiben gewesen).

Bei dem sechsten *Mord* hatte es sogar einen Zeugen gegeben – den Förster. Er hatte den örtlichen Behörden berichtet, dass sich bei einem Kontrollgang durch seinen Wald die Wurzeln der Eiche aus dem Erdreich gelöst und einen hilflosen Wanderer in einen finsternen Schlund unterhalb des Baumes gezogen hätten. Somit war zumindest der Schuldige an meinem unfreiwilligen Waldspaziergang schnell gefunden.

Allerdings hatte sich der Förster – Robert Frenette – als wenig glaubwürdiger Zeuge erwiesen, galt er doch in Fachkreisen als weitaus talentierterer Kornbrenner und – konsument und nicht als ausgewiesener Forstexperte. Außerdem hatte er mehrfach mit exhibitionistischen Waldspaziergängen auf sich aufmerksam gemacht. Diese wenig ruhmreiche Karriere hatte auch den Ausschlag gegeben, dass sich die örtliche Polizei schnellstmöglich des Falles entledigt und ihn dankenswerterweise an die TCA »zur weiteren Bearbeitung« weitergereicht hatte. Äußerst lobenswert.

Nun stellte sich aber die Frage, wie ich die Eiche des siebenfachen Mordes überführen und gegebenenfalls zur Rechenschaft ziehen sollte. Neben meinem weitreichenden Intellekt standen mir natürlich meine Desert Eagle, mein Einsatzkoffer (gefüllt mit einer Handsäge, einem Mini-Flammenwerfer, Dynamit, einem Feuerzeug – sehr sinnvoll, wenn man sich die vorherigen Gerätschaften vor Augen

führt -, Ersatzmunition sowie der unvermeidlichen Flasche Wodka; die Siegerzigarren trug ich natürlich in meiner Jacke versteckt) und ein freundlicherweise von dem bereits erwähnten Förster gesponserter Spaten zur Verfügung.

Zunächst einmal wollte ich aber den Baum selbst näher unter die Lupe nehmen. Dazu trat ich direkt an den mächtigen Stamm heran.

Als ich meine rechte Hand auf die Rinde legte, spürte ich - nichts. Außer die klebrigen Reste eines Hirschkäfers, den ich bei meiner Aktion versehentlich in den Käferhimmel geschickt hatte.

Nachdem ich die Bescherung beseitigt hatte, klopfte ich zum Test mit meiner wieder sauberen rechten Hand gegen die Rinde.

»Jemand zu Hause?«, fragte ich in der Hoffnung, gerade nicht beobachtet und für einen geisteskranken Druiden gehalten zu werden.

Eigentlich hatte ich nicht mit einer Antwort gerechnet, als tatsächlich ein kratziges »Nein!« aus dem Inneren des Stammes erklang.

Wollte mich die Eiche etwa für dumm verkaufen?

Ich beschloss, Nägel mit Köpfen zu machen. »Sie stehen unter dem dringenden Tatverdacht, sieben Menschen ermordet zu haben«, sagte ich bestimmend, auch wenn mir die Situation recht bizarr vorkam.

Die folgende Antwort stand dem in nichts nach. »Verschwinden Sie, Spider!«, drang es aus dem Baum.

Jetzt war ich aber doch überrascht. Die Eiche kannte also meinen Namen - oder aber sie hatte mich mit einem dieser achtbeinigen Wesen verwechselt, die in meiner Wohnung zuweilen zur Untermiete wohnen. Aber irgendwie glaubte

ich nicht daran.

Ich versuchte, ein paar zusätzliche Informationen aus der Eiche hervorzulocken. »Woher kennen Sie meinen Namen?«, fragte ich.

»In meinen Kreisen steht Ihr Name für das Feindbild Nr. 1.«

Schön. Ein paar Feinde mehr, was schadete das schon? Herausgefunden hatte ich damit allerdings noch kaum etwas, deshalb fragte ich: »Und was verschafft mir die Ehre?«

»Sie haben einen von uns getötet!«

»Sie müssen mich verwechseln, ich bin kein Holzfäller.«

Aus dem Stamm drang nur ein wütendes Gemurmel. Statt mir nur schwammige Antworten zu geben, öffnete er sich mir nun wortwörtlich.

In Höhe meiner Hüfte entstand ein gewaltiger Riss im Baum. Als hätte sich eine Flügeltür geöffnet, schoben sich die zwei Hälften des Stammes in entgegengesetzte Richtungen auseinander und gaben so den Blick in sein Inneres frei.

Meine Augen weiteten sich für einen Moment. Damit hatte ich nun wirklich nicht gerechnet – der Baum war innen vollkommen hohl, allerdings nicht leer. Auf der Höhe meiner Knie saß ... ein Kobold! Runzlige grün-braune Haut, gelb leuchtende Augen, struppiges Haar, zwergenhafter Körper und Kleidung, die er auch einem Gartenzwerg gepopst haben konnte; eben genau so, wie man sich einen Kobold vorstellt – und wie ich eines dieser Wesen vor ein paar Monaten schon einmal erlebt hatte, als Tanja Berner (von der ich schon eine Weile nichts mehr gehört hatte) und ich beinahe einem in sein Gold vernarrten Kobold zum Opfer gefallen wären. Diesmal würde ich aber wohl mei-

nen Verstand behalten dürfen.

Der kleine grüne Wicht vor mir saß auf einem in seiner Form an einen Fernsehsessel erinnernden, grüngelb leuchtenden Stein und starrte mich hasserfüllt an. »Na, überrascht, Spider?«, fragte er geifernd.

»Nur, dass du mich nicht mit Reimen überschüttetest.« Bei diesem Anblick konnte ich unmöglich beim förmlichen *Sie* bleiben.

Mein Gegenüber sah das offenbar ähnlich. »Das würde ich nur, wenn ich einen Topf voll Gold bewachen würde, du Frevler.«

»Die Sache mit dem anderen Kobold scheint sich in Schottland also herumgesprochen zu haben.«

Er nickte und fixierte mich dabei mit seinen gelb leuchtenden Augen. »Wer einen von uns tötet, ist in den Augen von jedem unserer Art bereits zum Tode verurteilt. Es ist eine glückliche Fügung des Schicksals, dass ich das Urteil vollstrecken darf.«

»Freu dich nicht zu früh!«, entgegnete ich und zog dabei meine Desert Eagle. Bei meiner letzten Begegnung mit einer dieser liebenswerten Gestalten hatte die Spezialmunition meiner Waffe genügt, um sie in eine übel riechende Suppe zu verwandeln.

Dieser Kobold wollte es mir aber nicht so leicht machen. Mit seinen kleinen Klauenhänden löste er auf seiner Sitzgelegenheit irgendeinen (vermutlich magischen) Mechanismus aus.

Neben und hinter mir brach plötzlich die Erde auf. Heraus schossen die dicken und zahlreichen Wurzeln der alten und ausgehöhlten Eiche und griffen sofort nach mir.

Mit einem Hechtsprung schaffte ich es, auf Abstand zu

dem Baum zu gehen und den ersten Wurzelschlägen auszuweichen. Jetzt musste ich versuchen, an meinen Einsatzkoffer zu gelangen. Leichter gesagt als getan hatte ich ihn doch in Anbetracht der vermeintlichen Friedfertigkeit dieses Ortes etwa zehn Meter von der Eiche entfernt abgestellt und lediglich den Verschluss geöffnet.

Hinter mir erklang erneut die Stimme des Kobolds. »Jetzt wirst du erleben, was ich schon mit den sieben Wanderern gemacht habe.«

Während ich hastig einer nach mir greifenden Wurzel auswich, nahm ich mir noch die Zeit, meine Neugierde zu stillen. »Und was hast du nun mit ihnen gemacht?«

Da ich aus Erfahrung wusste, dass Bösewichte kurz vor ihrem vermeintlich triumphalen Triumph über ihren Gegner die Angewohnheit haben, alle rätselhaften Vorgänge noch einmal haarklein zu erklären, versuchte ich mit diesem Trick den Kobold ein wenig abzulenken, um an meinen Einsatzkoffer zu gelangen. Und ich hatte tatsächlich Erfolg damit.

»Mit den Wurzeln dieser Eiche habe ich sie gepackt und unter die Erde gezogen.« Was für eine Überraschung! Aber es ging zum Glück noch weiter. »Dank des magischen Kristallthrons, den du bereits gesehen hast, bin ich in der Lage, diese Eiche vollkommen zu kontrollieren. Durch ihn konnte ich die Menschen überraschen, überwältigen und unter die Erde ziehen, um sie dort selbst in Kobolde zu verwandeln, die nun in unserer Welt ...« Während mein Gegenspieler noch einiges zum Thema Koboldmythologie zum Besten gab, war ich endlich durch den Wurzelschlingel zu meinem Koffer gelangt. Gerade als ich nach ihm greifen wollte, wurde er von einem dieser nervigen Gewächse

wichtig umgestoßen, wodurch sich der Inhalt auf dem Waldboden verteilte.

Ich griff nach der erstbesten Waffe, dem Mini-Flammenwerfer, und warf mich zu Boden, da mir gerade eine Wurzel beim Tragen meines Kopfes behilflich sein wollte. Weitere Fangarme schlängelten sich heran, genau vor die Mündung meines Flammenwerfers. Da drückte ich ab.

Eine gewaltige Feuerlohe, die ich der kleinen Waffe gar nicht zugetraut hatte, schoss den Wurzeln entgegen, die augenblicklich lichterloh brannten. Leider nicht nur sie, denn bei meiner übereilten Aktion hatte ich auch die Luntten zweier herumliegender Dynamitstangen-Bündel in Brand gesteckt. Und als wäre die Bescherung nicht schon groß genug, spürte ich plötzlich, wie sich eine Wurzel um mein linkes Bein wickelte. Nun kam ich also auch nicht mehr weg.

Wenn mir nicht schnell etwas einfiel, würden die TCA-Spuren sicherer (oder ein nackt wandernder Förster) von mir nur noch Grillkohle finden. So weit wollte ich es nicht kommen lassen.

Mit all meiner Kraft wuchtete ich mich noch einmal hoch, sprang ein Stück nach vorn und bekam das Dynamit zu fassen. Die Luntten waren schon fast heruntergebrannt. Als ich sie gerade löschen wollte (auch auf das Risiko hin, die plastisch-chirurgischen Eingriffe zur Rettung meiner Fingerhaut auf die Spesenrechnung für meinen Chef setzen zu müssen), glitt mein Blick noch einmal zu der Eiche. Selbst aus der Entfernung sah ich das triumphierende Grinsen auf dem Gesicht des Kobolds. Gleichzeitig begann sich der Riss langsam wieder zu schließen.

So wollte ich ihn nicht davonkommen lassen. Zwar hatte er bisher keine dieser kriminell schlechten Reime von sich

gegeben, aber immerhin hatte er bereits sieben Menschen verkoboldisiert und würde sicher nicht allzu bald damit aufhören.

Statt die Luntentrichter auszuräumen, warf ich das Dynamit einfach in Richtung der Öffnung im Stamm. Ein Bündel segelte vorbei, das zweite aber flog genau in dem Augenblick in die Eiche hinein, als sich der Riss endgültig schloss. Das Letzte, was ich aus dem Inneren wahrnahm, waren die schreckgeweiteten Augen des Kobolds.

Im nächsten Moment schon erschütterten zwei gewaltige Explosionen die mächtige und uralte Eiche. Mit einem infernalischen Krachen barst das Holz, während sich die Reste des Baumes in einen riesigen Feuerball verwandelten. Nicht mal eine Minute später war von ihm nur mehr ein Haufen Grillkohle übrig (die Rolle, die ich mir schon zuge-dacht hatte).

Die nun führerlosen Wurzeln zogen sich wieder ins Erdreich zurück, leider hielten sie, als ob sie mich doch noch bestrafen wollten, meine Wodka-Flaschen und den Einsatzkoffer umschlungen und gaben sie nicht mehr frei. Wie sollte es auch anders sein ...

So blieb mir zum Zelebrieren meines Sieges nur meine Zigarre, die ich mir noch im Liegen ansteckte und dabei meinen kleinen Triumph auskostete.

\*\*\*

## Jimmy Spider und der Raub der Mona Lisa

Blau, blau, blau ... nein, keine Sorge, jetzt folgt keine teuflische Verballhornung des Wortes Musik in Form eines folternden Schlagers. Dennoch, diese Farbe schwebte zurzeit durch die unendlichen Windungen meines Hirns. Da man bei der TCA weniger Urlaub bekam als Kegelrobber Eier legen (und ich mittlerweile noch einen Kobold-Fall in Schottland hatte abwickeln müssen), dachte ich darüber nach, einfach mal blauzumachen. Andererseits war da ein blauer Umschlag, den mir Albert Scarfe (mir schwebte sein kantiges, faltenreiches Gesicht mit dem ergrauten Vollbart vor, natürlich vor blauem Hintergrund), ein alter Freund meines Vaters, gereicht hatte – in dem sich allerdings lediglich ein Stück Papier mit der Aufschrift *252627 Maple Drive DVTICIAI* befunden hatte. Und schließlich gab es noch den blauen Himmel, unter dem ich gedankenverloren auf einer Parkbank sitzend blickte und über blaue Farbe sinnierte (als ob ich sonst nichts zu tun hätte).

Tatsächlich ging es bei meinem Besuch in Frankreich um eine ernste Angelegenheit: Aus einem unscheinbaren Museum in einem Vorort von Paris war ein wertvolles Kunstwerk gestohlen worden. Eigentlich nichts Besonderes, denn sogenannte Kunstschatze gab es wie Sand am Meer, und vermutlich würde selbst ich in die Gilde der meistgeschätzten Maler aufsteigen können, wenn ich ein paar Striche auf eine Leinwand setzen und danach von einer Brücke springen würde. Aber was hätte ich dann davon?

Dumm nur, dass es sich bei dem gestohlenen Objekt nicht um irgendein Bild handelte, sondern um nichts anderes als die Mona Lisa! Ja, genau das Porträt einer nicht einmal be-

sonders schönen mittelalterlich gekleideten und halbseiden lächelnden Dame, das aus mir unerfindlichen Gründen Weltruhm erlangt hatte und von nicht bezifferbarem Wert war. Nun ja, zumindest fast nicht bezifferbar. In TCA-Agenten gerechnet kam es auf einen Wert von genau 13. Aber solange dies noch keine offiziell anerkannte Währung darstellte, erhielt die Mona Lisa wohl noch das Prädikat *unbezahlbar*.

Neben meiner Wenigkeit war noch die Creme de la Creme (sehr passend für einen in Frankreich handelnden Fall) meiner Behörde in die Hauptstadt beordert worden: Tanja Berner, meine nicht ganz im beiderseitigen Einvernehmen geendete Romanze mit ihr war mir noch in fabelhafter Erinnerung; mein alter Freund Dave Logger; dazu der unvermeidliche Steven McLaughington sowie dessen (aus mir nicht ganz nachvollziehbaren Gründen anverwandter) Zwillingsbruder; Albert Scarfe samt Leibwächter; mein Chef inklusive Butler Emerson sowie dessen Häppchen (die ich lieber nicht einzeln aufzähle); dazu noch vier weitere Agenten.

Ich hörte, wie jemand leise von rechts auf die Parkbank zuschritt. Ich drehte meinen Kopf und sah Dave Logger. Der gebürtige Waliser trug wie immer ein braunes Jackett, darunter ein beigefarbenes Hemd, eine ebenfalls braune Hose und dunkelbraune Lederstiefel. Er war muskulös, aber nicht so, dass man das Gefühl haben musste, dass einem sein Bizeps in den nächsten Sekunden um die Ohren fliegen könnte. Sein Gesicht war etwas rundlich, weich geschnitten und ohne jede Falte, sein (wie sollte es anders sein) braunes Haar trug er kurz und nach hinten gegelt. Er lächelte und sprach mich im nächsten Augenblick an.

»Na Jimmy, sinnierst du gerade über die Kunst?«

»Eigentlich sinniere ich über alles, nur nicht darüber.« Ich stand auf und streifte den Dreck der Bank von der Kleidung. Staub, Pollen, platt gedrückte Insekten, eben alles, was sich nicht rechtzeitig vor mir in Sicherheit gebracht hatte. »Naja, in Wirklichkeit warte ich nur darauf, dass unsere Spurensicherer endlich mit ihrer Arbeit fertig sind.«

Logger machte eine einladende Geste. »Das sind sie. Darf ich bitten?«

»Für einen Tanz bin ich gerade nicht zu haben«, antwortete ich.

Mein alter Freund hob nur seine rechte Augenbraue, lächelte aber weiter.

Schließlich entschied ich mich doch dafür, in den Arbeitsalltag zurückzukehren und folgte Dave Logger zum Tatort. Dabei handelte es sich um einen dreistöckigen braunen Barockbau, zwar hübsch anzusehen und sicherlich unter Denkmalschutz, aber sicher kein Ort, an dem man die Mona Lisa vermuten würde. Das hatte auch seinen Grund: Der französische Geheimdienst hatte mehrere Warnungen aus Kunsträuberkreisen erhalten, dass das Gemälde bald gestohlen werden würde, und hatte deswegen einige recht zweifelhafte Maßnahmen ergriffen. Zum einen hatte man die Sicherheitsmaßnahmen im Louvre verstärkt, zum anderen aber auch das Original-Gemälde in einer Nacht-und-Nebel-Aktion durch eine Fälschung ersetzt und die echte Mona Lisa in eben dieses Schmalspur-Museum verlegt, wo man denken sollte, dass es sich hierbei um die echte Fälschung handelte, während die falsche Ächtung ... ähm, die falsche Fälschung im Louvre den Eindruck machen sollte, das echte Original zu sein, obwohl das Original als Fäl-

schung eigentlich am Platz der originalen Fälschung hing. Oder um es einfacher auszudrücken: Im Louvre hing eine Fälschung, und in dem vor mir liegenden Gebäude hing gar nichts mehr.

Auf die Idee, hier ebenfalls den Wachschatz zu verstärken, schien bei meinen geschätzten französischen Kollegen aber offenbar niemand gekommen zu sein. Stattdessen hatten sie sich ob ihres genialen Planes gegenseitig gratuliert und die Füße hochgelegt. Und nun durfte die TCA den Schlamassel ausbaden. Denn irgendwie hatten die Franzosen Wind von dem Fiasko mit den britischen Kronjuwelen bekommen und damit einen Weg gefunden, die *britischen Freunde* um einen *Gefallen* zu bitten. Als ob wir sonst nichts zu tun hätten ...

Nachdem ich das kleine Eingangstor durchschritten hatte, stand ich bereits in einem großen Saal, der in früheren Zeiten für Gesellschaftstänze verwendet worden war. Von der Decke baumelte ein Kronleuchter herab, welcher zurzeit allerdings ob der Helligkeit des Tages arbeitslos war.

An den Wänden des Saals hingen bereits Dutzende Gemälde, natürlich entweder Kopien berühmter Bilder oder Gemälde weniger bekannter Künstler. In den Ecken des Raumes befanden sich Marmorstatuen, denen meist bereits die Hände gemopst worden waren.

Vom anderen Ende des Saales (dort befand sich auch der Tatort) kamen uns Tanja Berner und Steven McLaughington entgegen. Da wir gemeinsam angereist und eingetroffen waren, verzichteten wir auf ausufernde Begrüßungsorgien und kamen direkt zur Sache.

»Die Spurensicherung ist fertig«, sagte Tanja Berner mit ernster Miene. Entweder sie war Kunstliebhaberin oder sie

wollte mich damit ärgern. »Außer einem Häufchen Erde haben sie nichts Greifbares gefunden. Aber immerhin gibt es eine Videoaufzeichnung.«

»Erde?«, fragte ich leicht verwundert.

Die Schweizerin nickte. Täuschte ich mich, oder war dabei wirklich ein leichtes Funkeln in ihren Augen? »Wahrscheinlich hat da jemand seine Schuhe nicht richtig geputzt ...«

»... oder bei dem Täter handelt es sich um einen Kobold, der sich durch die Erde hier rein gegraben hat.«

»Sehr witzig, Jimmy«, sagte Tanja grimmig.

»Das ist mein voller Ernst. Erst vor drei Tagen habe ich bei Glasgow einen von dieser Sorte erlegt, als er sich für den Tod seines Artgenossen rächen wollte, dem wir beide damals in Schottland begegnet sind. Diese Viecher sind ganz heiß auf Gold - und von da ist es nicht mehr weit zu wertvollen Gemälden.«

»Ja, ich weiß, aber bis jetzt deutet nichts auf Kobolde hin.«  
*Und an unser gemeinsames Abenteuer erinnere ich mich noch allzu gut*, schien mir ihr Blick zusätzlich noch zu sagen.

Steven McLaughington war das Ganze zu hoch. »Könnten wir jetzt wieder von den Trollen ...«

»Kobolden«, korrigierte ich.

»Wie auch immer, könnten wir die Gnome einfach Gnome sein la...«

»Ich sagte *Kobolde*«, korrigierte ich ihn erneut. Er schien in jungen Jahren bereits an Alzheimer erkrankt zu sein.

Bevor die Diskussion noch in Richtung Zwerge, Elfen, Leprechauns oder ähnliches Gewimmel verlief, brachte uns Dave Logger wieder zur Sache zurück. »Vielleicht sollten wir uns trotzdem noch mal den Tatort ansehen.«

»Gute Idee«, sagte ich schnell und huschte an dem leicht überreizten McLaughington vorbei in Richtung des leeren Platzes an der Wand.

Man hatte die Mona Lisa ganz einfach an einem Nagel befestigt, den die Diebe aus gegebenem Anlass zurückgelassen hatten. Sie hatten nämlich lediglich das Bild mitgehen lassen, der Rahmen war zurückgeblieben.

Ich ließ meine Finger über ihn hinwegstreichen. Irgendwie kam mir ein Verdacht, wer dahinter stecken könnte. »Sterling«, murmelte ich.

»Nein, Kupfer.«

Ruckartig drehte ich mich herum. Vor mir stand ein etwa ein Meter sechzig großer (oder eher kleiner), etwa vierzig Jahre alter Mann mit Halbglatze und einem Bauch, der mich entfernt an eine implantierte Melone erinnerte.

»Sie haben also einen Verdächtigen?«, fragte ich verwundert.

»Ich? Nein, wieso ...?« Der Mann tupfte sich hastig den Schweiß von der Stirn.

»Wer ist dann dieser Kupfer? Ihr unsichtbarer Freund?«

»Ähm, ich – ich meinte den Rahmen. Er ist aus Kupfer.«

»Vielen Dank für diese überaus *wichtige* Information.« Ich tippte mir gedanklich gegen den Kopf. »Wer sind Sie überhaupt?«

»Jacques DeBlanc. Der Direktor dieses Museums.« Der Mann reichte mir hastig die Hand, die ich nur zögernd ergriff.

Sekunden später ging er auch schon wieder davon, um einige TCA-Agenten darauf hinzuweisen, seine Bilder nicht anzufassen.

Dave Logger winkte mir zu. »Hast du irgendetwas he-

rausgefunden?«

»Nichts Spruchreifes. Lass uns lieber das Video der Überwachungskamera ansehen.«

»Okay. Dazu müssen wir ein Stockwerk höher.« Er zeigte auf eine Treppe links neben dem Eingang.

Während wir uns zu viert auf den Weg in höhere Gefilde machten, stieß mich Tanja Berner leicht von der Seite an und flüsterte mir etwas zu. »Mach mir nichts vor. Ich hab doch gehört, dass du *Sterling* gesagt hast. Glaubst du wirklich, er steckt dahinter?«

Schien es mir nur so, oder wurde sie langsam wieder etwas freundlicher? Ich ignorierte meine kleine innere Ahnung und antwortete ihr ohne weitere Andeutungen. »Es würde zum Muster seiner bisherigen Taten passen, wieder ein für viele Menschen bedeutendes Objekt zu stehlen. Und bei der Sache mit den Kronjuwelen hat er diese Art von Diebstahl ja schon einmal durchgezogen. Außerdem scheint er gut situierte Informanten zu haben, sonst hätte er ihren Aufenthaltsort damals nicht herausgefunden. Aber es ist nur ein Verdacht, mehr nicht.«

Tanja Berner nickte nur.

Im ersten Stock angekommen, wandten wir uns nach links und erreichten am Ende des Ganges einen Raum mit der Aufschrift *Privat*. Die Tür stand halb offen, sodass wir ohne Hindernis eintreten konnten.

Mein erster Blick fiel auf das Fenster links neben der Tür, dann auf fünf eingeschaltete Monitore und mehrere Rekorder. Über sie wachte Jermaine Lavalley, ein junger, kreolisch-stämmiger TCA-Agent, der aufgrund seiner Französisch-Kenntnisse (im sprachlichen Bereich, versteht sich) hier zu seinem ersten Außeneinsatz kam. Er nickte uns zur

Begrüßung zu und zeigte auf den dritten Bildschirm von links.

»Da sehen Sie gleich eine Großaufnahme unserer Freunde.«

»Waren es Kobolde?«, fragte ich, vollkommen seriös. Stattdessen erntete ich nur einen leicht verdutzten Blick meines jungen Kollegen.

Kurz darauf begann die Aufnahme. Zunächst war nur die mit Notlicht beleuchtete Eingangshalle zu sehen. Nichts geschah, bis plötzlich am oberen Rand des Bildschirms zwei dunkle Gestalten erschienen. Sie seilten sich offenbar von der Decke ab. Wahrscheinlich hatten sie ein Dachfenster aufgebrochen.

Meine Gedanken glitten wieder zu dem Raub der Kronjuwelen zurück. Raymond Sterling und sein Partner (von dem ich nur wusste, dass er William hieß und Amerikaner war) hatten sich auf genau dieselbe Weise Zutritt zu dem Museum in London verschafft. Allerdings war diese Praxis wohl auch bei anderen Einbrechern bekannt. Trotzdem blieb ich bei meinem Verdacht.

Während meiner kleinen Erinnerungsstunde hatten sich die beiden Gestalten von ihren Seilen losgeschnallt und gingen gemächlich in Richtung des Ortes, an dem sich die Mona Lisa befand.

Steven McLaughington trat an den Bildschirm heran und tippte auf die Stelle, an der die Einbrecher den Boden zuerst berührt hatten. »Genau da haben die Spurensicherer auch die Erde gefunden. Also stammt sie tatsächlich von den Dieben.«

Ein Wunder, der Kerl hatte ja mal etwas Sinnvolles von sich gegeben. Nachdem er mir bei dem Fall mit der schwar-

zen Box schon mehr oder weniger das Leben gerettet hatte, schien er langsam aufzublühen. Oder er war gedopt.

Lavalle schaltete auf eine andere Kamera um, da die Einbrecher gerade den Bildschirm verließen. Nun sahen wir, wie sich die Gestalten der Mona Lisa näherten und ...

Irgendetwas irritierte mich. Es war, als hätte meine Augen eine Lichtreflexion getroffen. Ich schaute aus dem Fenster und sah ein seltsam rötliches Leuchten. Mir kam ein schlimmer Verdacht, und er bestätigte sich, als ich auf den Kopf von Jermaine Lavalle schielte und einen roten Punkt auf seiner linken Schläfe sah.

»Alle runter!«, brüllte ich und warf mich Lavalle entgegen, aber zu spät. Eine Kugel traf seinen Kopf, durchschlug ihn und zog dabei eine dunkelrote Fahne hinter sich her.

Ich warf mich auf den Boden, zog meine Desert Eagle und hörte den schmerzzerfüllten Aufschrei von Steven McLaughington. Weitere Kugeln prasselten auf uns ein, trafen aber nur die Bildschirme und Rekorder.

Ich kroch auf meine Kollegen zu, die mittlerweile ebenfalls auf dem Boden lagen.

»Tanja?«, fragte ich besorgt.

»Alles klar, Jimmy. Aber Steven hat's erwischt.«

»Wie schlimm?«

»Nur die ... Schulter«, presste McLaughington aus seinem schmerzverzerrten Mund hervor.

»Mir geht's auch gut, Jimmy. Danke der Nachfrage«, sagte Dave Logger sarkastisch. Ich grinste ihn kurz an.

Vorsichtig blickte ich auf. Das rote Licht war verschwunden. Deshalb wagte ich es und versuchte, einen Blick aus dem Fenster zu werfen.

Gegenüber befand sich ein roter Backsteinbau. In dessen

erstem Stock befand sich ebenfalls ein Fenster. Für einen kurzen Moment glaubte ich, dort eine Bewegung zu sehen. Es konnte sich aber auch um eine Täuschung handeln. Allerdings gab es kaum eine andere Möglichkeit, wo sich der Schütze befinden konnte.

Ich duckte mich wieder, als plötzlich weitere Schüsse fielen, allerdings scheinbar nicht in unsere Richtung, und warf einen Blick auf Jermaine Lavallo. Er war tot. Nachdem ich kurz tief durchgeatmet hatte, schloss ich ihm die schreckgeweiteten Augen.

Tanja Berner und Dave Logger sahen mich fragend an. »Im Haus nebenan muss der Schütze stecken«, stillte ich ihre Neugier. »Holen wir ihn uns!«

Unser Kollege McLaughington schien es nicht allzu schwer getroffen zu haben, denn er nickte uns zustimmend zu, während er seine linke Hand auf seine Schulterwunde presste.

»Also los«, gab ich das Zeichen zum Aufbruch.

Gemeinsam hasteten Tanja, Dave und ich die Treppe hinunter. Am Fuß der Treppe erwarteten uns die anderen Agenten, unter ihnen auch Simon McLaughington, die sich offenbar neben dem Eingangstor verschanzt hatten.

Einer (oder vielmehr eine) von ihnen, Alice Strong (eine blonde, etwa dreißig Jahre alte Neuseeländerin, die bereits seit fünf Jahren bei der TCA war und die ich bereits vom Kampf gegen Vijay Brahma Singh, einem indischen Top-Terroristen, kannte) gab uns einen Bericht von der Lage. »Die Schüsse kamen wie aus dem Nichts. Alphonse Revillet, der vor der Tür Wache gehalten hat, wurde von mehreren Kugeln getroffen. Offenbar hat der Täter mit einer Uzi geschossen.« Das überraschte mich, denn auf uns war au-

genscheinlich mit einem Scharfschützengewehr geschossen worden. Also hatte unser werter Nachbar entweder die Waffe gewechselt, oder wir hatten es mit mehreren Schützen zu tun.

Ich winkte Simon McLaughington heran. »Ihr Bruder hat eine Kugel in die Schulter bekommen. Kümmern Sie sich um ihn.«

Er wurde blass, fing sich aber schnell und lief die Treppe hoch.

Dave Logger legte mir eine Hand auf die rechte Schulter. »Jimmy, es gibt zwei Möglichkeiten: Entweder wir verschanzen uns hier und geben den Mistkerlen die Chance zu türmen, oder wir stürmen.«

Ich überlegte nicht lange. »Wir stürmen.«

»Alles klar.«

Logger gab dem Agenten Jack Kasahara, der als Einziger im Museum zurückbleiben sollte, die Order, uns den Rücken freizuhalten, während er, Tanja Berner, Alice Strong und ich den Durchbruch wagen wollten.

Ich gab das Kommando. Alle hielten ihre Waffen im Anschlag. »3 ... 2 ... 1 ... los!«, brüllte ich das letzte Wort heraus. Zu viert, Dave Logger an der Spitze, sprinteten wir aus dem Tor und nahmen den Backsteinbau unter Feuer. Dabei zielten wir aber eher auf die Fassade, um mögliche unschuldige Bewohner nicht zu gefährden.

Gerade sprang ich über Revilletts Leichnam hinweg, als auf uns geschossen wurde. Die Kugeln schlugen in den Asphalt, während wir einfach weiter liefen.

Unverletzt erreichten wir das Gebäude und befanden uns so im toten Winkel für den Schützen.

Alice Strong ging vor, obwohl eigentlich Dave Logger die

Führung übernommen hatte.

Unsere Blicke fielen auf die aus Holz gefertigte Eingangstür. Alice Strong drückte die Klinke nach unten, aber die Tür ließ sich nicht öffnen. »Abgeschlossen«, murmelte die TCA-Agentin. »Ich schieße sie auf.«

Ich wollte sie davon abhalten, denn sie begab sich so in zu große Gefahr. »Gehen Sie von der Tür we...«

Von der anderen Seite der Tür erklang das Rattern einer Uzi. Ich ließ mich einfach fallen, während unser Gegner die Tür förmlich in Stücke schoss.

Alice Strong wurde voll getroffen. Die Einschläge schleuderten sie zurück. Wie eine Marionette, deren Seile man gekappt hatte, fiel sie zu Boden. Ich benötigte nur einen Blick, um zu sehen, dass sie tot war.

Langsam stieg Wut in mir hoch. Noch einen von uns würden sie nicht erwischen, das schwor ich. Vorher würde ich sie persönlich zur Rechenschaft ziehen.

Ein Gutes hatte die Attacke aber: Die Tür war nun kein Hindernis mehr für uns. Nur noch einzelne Holzstücke hingen in den Angeln.

Ohne Vorwarnung, aber mit vorgestreckter Waffe, sprang ich auf den Eingang zu. Der Schütze stand noch immer im Flur und hielt seine Waffe fest. Ich kam ihm zuvor und drückte ab. Eine Kugel segelte gemütlich an ihm vorbei, eine zweite traf sein rechtes Knie.

»Arghhh!«, brandete uns sein Schmerzensschrei entgegen, bevor er das Feuer erwiderte.

Ich sprang in Deckung, sodass die Kugeln an mir vorbeipiffen und einen roten Maserati auf der anderen Straßenseite durchlöcherten. Der Kerl hatte offenbar keinen Geschmack für gute Autos.

Als ich mich wieder aufrichtete, presste ich mich, wie auch Dave und Tanja, an die Hauswand. Vorsichtig riskierte ich einen Blick durch den Türrahmen. Der Schütze war verschwunden.

Ich winkte meine beiden Kollegen heran. »Ich gehe rein.«

Tanja Berner war davon wenig begeistert. »Jimmy, du ...«

»Ich gehe. Folgt mir oder lasst es.«

Dave Logger nickte mir zu, auch die Schweizerin, wenngleich mit einiger Verzögerung.

Geduckt lief ich durch die zerschossene Eingangstür. Niemand war zu sehen. Vor der ersten Tür an der rechten Seite presste ich mich gegen die gegenüberliegende Flurwand. Dann nahm ich Schwung und trat die Tür ein.

Im selben Augenblick erschien der Schütze erneut, allerdings wieder im Flur. Ich warf mich auf den Boden, während die Kugeln über mich und zum Glück auch über Dave und Tanja hinweg jagten. Sofort erwiderte ich das Feuer. Meine Kugeln trafen allerdings nur die Flurwände.

Der Angreifer wankte zurück. Wahrscheinlich wollte er rückwärts laufen, aber sein verletztes Bein ließ das nicht zu. Dabei senkte er seine Waffe und zielte genau auf mich.

Ich schoss erneut. Wieder und wieder drückte ich ab, und diesmal traf ich. Mehrmals wurde mein Gegner durchgeschüttelt, aber irgendwie schaffte er es dennoch, abzudrücken. Die Kugeln hieben allerdings nur in die Decke.

Er wankte weiter zurück, hielt sich wie durch ein Wunder aber immer noch auf den Beinen.

Sein Gesicht war schmerzverzerrt. Mit scheinbar letzter Kraft legte er erneut auf mich an.

Da wollte ich ihm zuvorkommen und drückte wieder ab. *Klick, Klick, Klick* ... Das Magazin war leer. Wenn jetzt nicht

...

Hinter mir bellten weitere Schüsse auf. Bevor der Typ erneut abdrücken konnte, trafen ihn die Kugeln von Dave Logger und Tanja Berner. Wortlos brach der Schütze zusammen und blieb regungslos liegen.

Ich atmete tief durch. Kurz darauf hatte mich Dave Logger erreicht und half mir wieder auf die Beine.

»Heute wohl kein Zielwasser getrunken, wie?«, sagte er mit einem schiefen Grinsen im Gesicht.

»Mein Wodka hat sich kürzlich mal wieder in die ewigen Alkoholgründe verabschiedet.«

Mit der rechten Hand griff ich in mein Jackett, holte ein neues Magazin heraus und lud meine Desert Eagle nach. Irgendwo musste sich noch der Scharfschütze befinden. Dass er und der Tote ein- und dieselbe Person waren, glaubte ich nicht mehr.

Zu dritt gingen wir auf die Leiche des Angreifers zu. Seine Brust erinnerte mich entfernt an einen Laib Schweizer Käse. Seine Kleidung bestand aus einem Unterhemd und schwarzen Lederklamotten, sowohl Jacke als auch Hose und Schuhe. Auffällig war nur seine stark gebräunte Haut. Womöglich war er Südamerikaner.

Mein Blick glitt über den Toten hinweg zu einer Treppe, die in den ersten Stock führte.

Ich gab meinen Kollegen ein Zeichen, dass sie mir folgen sollten.

Vorsichtig ging ich die Treppe hoch und wollte dabei laute Geräusche vermeiden. Die Stufen machten mir dabei aber einen Strich durch die Rechnung, denn das Knarren war höchstens von einem Tauben zu überhören. Die Geräusche erinnerten mich an das Brüllen eines waidwunden

Hirsches.

Wider Erwarten sprang uns kein weiterer Angreifer entgegen.

Im ersten Stock empfing uns erneut ein Flur, an dem sich rechts zwei offene Türen befanden.

Ich wollte schon überprüfen, ob sich der Scharfschütze dort befand, als ich über mir dumpfe Geräusche hörte, die nur von Schritten stammen konnten.

Mit der rechten Hand wies ich auf die beiden offenen Türen hin. Dave und Tanja verstanden mein Zeichen und suchten im ersten Stock nach weiteren Gegnern, während ich die Treppe weiter hinaufging.

Meine Waffe hielt ich schussbereit in der rechten Hand, während ich mich mit der linken am Geländer festhielt.

Im zweiten Stock angekommen wechselte ich zunächst die Schusshand und erblickte danach erneut einen leeren Flur, diesmal jedoch nur mit einer Tür an der rechten Seite. Gerade wollte ich auf sie zugehen, als plötzlich der zweite Schütze in den Gang sprang. Offenbar hatte er in irgendeiner Nische gelauert, um mich in Sicherheit zu wiegen.

Wieder erschien der rote Zielstrahl seines Gewehrs, als er auf mich anlegte und abdrückte. Dabei schrie er etwas, das wie »Deixar!« klang.

Gedankenschnell warf ich mich gegen die rechte Gangwand. Trotzdem traf mich seine Kugel. Ein heißer Schmerz durchlief meinen linken Arm, während ich mit rechts abdrückte. Während mein Gegner durch seinen Überraschungsangriff nicht so gut zielen konnte, traf meine Kugel genau. Wuchtig hieb sie ihm mitten in die Brust und warf ihn zu Boden. Das Gewehr entglitt seinen Händen.

Ohne auf meinen linken Arm zu achten, lief ich auf den

Getroffenen zu, die Desert Eagle weiterhin im Anschlag. Doch es war nicht mehr nötig. Der Mann, der die gleiche Hautfarbe wie sein Partner hatte, aber statt Lederkleidung nur ein T-Shirt und eine blaue Jogginghose trug, lag offensichtlich in seinen letzten Zügen. Hasserfüllt blickte er mich an.

Bevor er starb, wollte ich noch ein paar Antworten haben. Ich beugte mich zu ihm herab. »Warum haben Sie das getan? Wer seid Ihr überhaupt?«, fragte ich ihn.

Der Getroffene hustete Blut, brachte aber noch ein paar Worte hervor, die kaum zu verstehen waren. »As sombras ... Nós somos ... as - sombras!«

Zum Glück verstand ich etwas spanisch, wobei das, was er sagte, eher portugiesisch war. Oder brasilianisch. Er sagte, sie seien ... die Schatten. Was auch immer das bedeuten sollte.

Plötzlich schoss sein linker Arm empor und packte mich an meinem Kragen. »Você são tão bons como morto!«, sagte er mit letzter Kraft, bevor sein Blick brach und sein Arm zurück auf den Boden fiel.

*Ihr seid so gut wie tot!*, hatte er gesagt. Im Übersetzen von Todesdrohungen war ich Experte.

Aber warum waren wir so gut wie tot? Wir hatten die beiden doch erledigt.

Von unten drang Tanja Berners Stimme an meine Ohren. »Jimmy?«

»Alles in Ordnung«, schrie ich zurück. »Ich hab ihn erwischt. Es ist vorbei.«

»Du solltest dir das hier trotzdem mal ansehen.«

»Ich komme.«

Ich wandte mich vom Toten ab und ging langsam wieder

die Treppe hinab. Was mich unten wohl erwartete? Eigentlich war ich ja kein Fan großer Überraschungen.

Im ersten Stock nahm mich Dave Logger in Empfang, der mich zunächst anlächelte, bis er einen Blick auf meinen linken Arm warf. »Das sieht aber gar nicht gut aus.«

Ehrlich gesagt hatte ich meine Armwunde in den letzten Sekunden komplett vergessen. Die Erinnerung daran brachte auch die Schmerzen zurück. Ein Blick darauf zeigte mir, dass die Wunde schon einigermaßen blutete. Ich steckte die Desert Eagle weg und presste meine rechte Hand auf den Arm.

Dennoch ging ich in den ersten Raum des Stockwerkes, in dem sich auch Tanja Berner befand. Sie sah das Blut an meinen Arm, aber ich beruhigte sie sofort. »Nicht so wild. Was ist denn nun hier so wichtig?«

»Sieh dich doch mal um.«

Ich ließ meinen Blick durch das Zimmer schweifen. Mir lief ein leichter Schauer über den Rücken. Wir befanden uns im Schlafzimmer der Killer. Aber anstatt zwei Matratzen lagen hier ... fünf.

»As sombras«, murmelte ich. Ob er damit seine gesamte Truppe gemeint hatte? Da kam also noch einiges auf uns zu.

Tanja Berner sah mich fragend an. »Und was machen wir jetzt? Wir haben keine Spuren, keine Zeugen und keine weiteren Hinweise.«

»Doch, die Erde ... möglicherweise finden sich ja darin irgendwelche speziellen Spuren. Und das Video.«

»Leider nicht. Ich hab eben mit Simon McLaughington telefoniert. Eine der Kugeln des Scharfschützen hat den Rekorder zerstört und das Videoband, das sich darin befand.«

»Mist ...«

Also blieb uns als Spur zu dem wertvollsten Gemälde der Welt nur ein mickriges Häufchen Erde ...

\*\*\*

## **Jimmy Spider und die Suche nach der Mona Lisa**

*As sombras* nannte man sie – *die Schatten*. Sie hatten keine Namen, keine Identitäten. Wer sie suchte, musste bestimmte Leute kennen, die wiederum jemanden kannten, der den Kontakt zu ihnen herstellte. In Brasilien waren sie eine Legende, in Frankreich nur ein böser Traum, aber es gab sie.

Wer gut bezahlte, und nur, wer gut bezahlte, bekam sie überhaupt zu sehen, für den taten sie alles. Mord, Raub, Entführungen, Folter – wenn das Geld stimmte, schlugen sie ohne die Spur eines Gewissens zu.

Wie in diesem Fall: Ein ihnen unbekannter Auftraggeber hatte ihnen befohlen, einen Einbruch zu verschleiern. Sie hatten ihn nicht selbst durchführen sollen, aber ihnen war mitgeteilt worden, dass ausländische Agenten kommen würden, um nach dem gestohlenen Objekt zu suchen. Mit einem Frachter aus Rio de Janeiro hatten sie es bis nach Frankreich geschafft und von ihrem Auftraggeber eine Wohnung in der Nähe des Tatortes erhalten. Dann begann die Vorbereitung. Einer von ihnen hatte sich als Säubekungskraft in das Museum geschlichen und es verwanzt. So hatten sie von den Spuren erfahren, die die Einbrecher zurückgelassen hatten.

Danach hatten sie sich aufgeteilt. Zwei von ihnen sollten das Video zerstören, die anderen drei suchten nach der

Erde, die die Spurensicherung gefunden und mitgenommen hatte.

Auf ihrer Verfolgung spürten diese drei Männer, dass etwas nicht stimmte. Die sombras hatten allesamt einen heiligen Schwur geleistet, jeder riskierte sein Leben für den anderen, und jeder von ihnen konnte aus irgendeinem Grund spüren, wenn einem anderen etwas zustieß. Und auch hier spürten sie es ... den Tod. Zwei ihrer Kameraden starben.

Die Überlebenden schworen blutige Rache. Und nun war ihre Zeit gekommen. Versteckt in einer Hauseinfahrt lauerten sie, schwer bewaffnet, und beobachteten den gegenüberliegenden, unscheinbaren Betonbau. In seinem Inneren befand sich das kriminaltechnische Labor des französischen Geheimdienstes.

Einer von ihnen hielt ein scheinbar harmloses Gerät in der Hand. Für den Laien wirkte es wie eine Fernbedienung. In Wirklichkeit aber waren sie damit in der Lage, Funkfrequenzen zu stören. Und sobald dieses Gerät eingeschaltet war, würden die sombras zuschlagen – brutal und gnadenlos ...

\*\*\*

Man konnte nicht unbedingt behaupten, dass ich besonders viel Ahnung von dem hatte, was Professor Nicolas LaCroix, Biologie-Experte und damit Beauftragter des französischen Geheimdienstes in Sachen Spurenanalyse, von sich gab. Zellstruktur, mikrobiologischer Nonsens und Fachchinesisch zum Thema Humus und Blütenpflanzen. Eben genau mein Lieblingsthema.

Während er uns (Tanja Berner, Dave Logger und mir) so

einiges über eben jene wichtigen Dinge des Lebens erzählte und Dave unauffällig in eine britische Tageszeitung lugte, wanderten meine Gedanken zurück zu den letzten Ereignissen.

Da fiel mir zunächst mein linker Arm ein, der der Flugbahn einer Kugel im Weg gestanden hatte und den nun ein hübscher weißer Verband zierte. Zum Glück war es ein glatter Durchschuss gewesen, sonst hätte ich mich noch von den Franzosen beschneiden lassen müssen.

Außerdem hatten wir drei TCA-Kollegen verloren, getötet von zwei Mitgliedern der *sombras*, von denen ich dank der unendlichen Weisheit der TCA-Datenbank zumindest wusste, dass es sich um eine ziemlich geheimnisvolle brasilianische Killertruppe handelte. Eine Information, die mir weder weiterhalf noch mir etwas sagte, dass ich mir nicht auch so schon hätte zusammenreimen können.

Jedenfalls hatte es für die Mitglieder der TCA wieder einmal einiges zu tun gegeben. Mein Chef, Albert Scarfe und Damien Arias hatten dem französischen Geheimdienst einiges zu erklären gehabt, ebenso der Pariser Polizei, da bei der Schießerei neben dem Museum der Maserati des Sohnes des örtlichen Bürgermeisters zu Schrott geschossen worden war. Es traf doch immer wieder die Ärmsten der Armen.

Dave Logger, Tanja Berner und ich befanden uns dagegen in einem Labor des französischen Geheimdienstes und ließen uns von Professor LaCroix erklären, was wir mit einem Haufen Erde, den wir in dem Museum gefunden hatten, anfangen konnten.

»... und dies alles habe ich anhand Ihrer Erde herausfinden können, meine Damen und Herren.«

»Und was war das noch gleich?«, fragte ich ob meiner stetigen Geistesabwesenheit.

Während Dave Logger nur mit den Schultern zuckte und in der Zeitung blätterte, verdrehte Tanja Berner die Augen. LaCroix sah uns fassungslos an.

Der Mann war um die sechzig, hatte etwas Altersfett angesetzt, das aber zumindest in seinem Gesicht durch einen schlohweißen Vollbart verdeckt wurde. Natürlich trug er den unvermeidbaren weißen Kittel, eine weiße Hose sowie – Überraschung – weiße Schuhe. Und da sage noch einer, Paris wäre eine Stadt der Mode.

Dem Professor schien sein Outfit aber nichts auszumachen, dafür aber eher unsere Reaktion auf seinen ausladenden Vortrag. »Haben Sie mir überhaupt zugehört?«

Ich versuchte ihn zu trösten. »Ähm ... ja. Aber sagen Sie es uns doch bitte noch mal in der Kurzfassung.«

LaCroix kniff die Augen zusammen, als ob er so meine Gedanken lesen wollte, aber irgendwie schien seine innere Kristallkugel heute nicht so recht funktionieren zu wollen.

»Nun gut, also für Sie noch mal in der Kurzfassung ...«

\*\*\*

»Ähm, Alain?«

»Ja, Gilles?«

»Hast du ...«

»Ja?«

»Na du weißt schon ...«

»Nein.«

»Hast du nicht ...?«

»Was denn, Gilles?«

»Also hast du doch ...«  
»Ja ...«  
»Du hast es also?«  
»Was hasse ich, Gilles?«  
»Nein, ich meine, ob du es hast.«  
»Gilles, sag es mir jetzt endlich oder halt die Klappe!«  
»Na du weißt schon ...«  
»Nun sag es schon, bevor ich dir eigenhändig den Mund zuklebe.«  
»Na, dieses Zeug.«  
»Was für Zeug? Und sag jetzt bloß nicht *Na du weißt schon*.«  
»Na du ... äh, ich meine, wie soll ich es sagen ...«  
»Am besten, du lässt es sein und hältst einfach den Mund.«  
»Nein, ich brauche es. Ich meine, wie soll ich es sagen ... diese weißen Engelchen.«  
»Sag mal Gilles, bist du betrunken?«  
»Nein, noch nicht ... was ich meine ist, nun ja, diese weißen Heilsbringer.«  
»Du bist betrunken.«  
»Nein, nein, Alain. Ich meine, hast du was von dem Mehl?«  
»Mehl?«  
»Ja, genau.«  
»Du fragst mich tatsächlich hier, bei der Arbeit, ob ich Mehl habe?«  
»Ja. Jetzt hast du es verstanden.«  
»Geh dir doch einfach welches kaufen. In fünfzig Metern links ist ein Supermarkt. Und bring dabei ein paar Alka Seltzer mit.«

»Die haben aber nicht dieses Mehl. Da hab ich schon gefragt.«

»Was für ein Mehl willst du denn? Tiermehl?«

»Nein ... du weißt schon, *dieses* Mehl, das einem so schöne Träume bringt.«

»Du meinst Koks?«

»Jaaaa!«

»Warum sagst du das nicht gleich, anstatt mir irgendetwas von Engeln und Mehl vorzuzwitschern.«

»Na ja, immerhin stehen wir hier im Eingang des Labors unseres Geheimdienstes und halten Wache. Es könnte ja jemand zuhören.«

Alain Ducasse schlug die Hände vor sein Gesicht. Warum hatte man ihn nur mit so einem Volltrottel als Partner bestraft? Immerhin konnte er aber so seinem geheimen Hobby, nämlich den Drogendealer zu spielen, frönen. Sein alter Freund Rashid brachte ihm hin und wieder Kokain vorbei, das er von seinen Partnern heimlich geklaut hatte. Bei den meist völlig überarbeiteten Geheimdienstlern hatte diese kühle Brise eingeschlagen wie eine Bombe. Mittlerweile verdiente Alain mit dieser Methode mehr pro Monat als mit seinem tatsächlichen Job. Dieser Job beinhaltete allerdings nur, mit einem Gewehr im Eingangsbereich eines Labors Wache zu halten und aufzupassen, dass hier kein Obdachloser ein Plätzchen für einsame Nächte suchte. So ein Fall hatte seinen Vorgängern von einer privaten Sicherheitsfirma den Job gekostet.

Die Monotonie, die einen dabei befahl, war erdrückend. Herumstehen, sitzen, essen, trinken, herumstehen, Meldung machen, herumste... Jetzt fiel es ihm wieder ein – er musste ja Meldung machen! Seine Kollegen oben in der Si-

cherheitszentrale machten sich bestimmt schon ihre Gedanken, ob Alain nicht schon ein Schippchen von seiner weißen Köstlichkeit probiert hatte.

Er zog sein Funkgerät, drückte einen Kopf und sprach seine Kollegen an. »Ducasse an Zentrale.« Stille. Merkwürdig

...

Er versuchte es erneut. Nichts. Das Funkgerät war tot.

»Wie sieht es denn nun aus, hast du was von ...«

»Ja, ja, später. Probier mal dein Funkgerät aus!«

»Warum, ich ...«

»Tu es einfach, sonst bekommst du nichts.«

»Okay, okay, ganz ruhig, Alain.« Gilles Montagne zog sein Funkgerät und setzte ebenfalls einen Funkspruch ab.

»Landhase an Bau, bitte kommen!«

Alain verdrehte die Augen. Gilles hatte ein besonderes Faible für lächerliche Funksprüche. Aber auch das half nichts. Das Gerät war tot.

»Was zur Hölle ...«

Bevor Gilles weiterfluchen konnte, erhielten die beiden Wachleute Gesellschaft. Vor ihnen im Gang erschienen drei ganz in schwarz gekleidete Männer.

Alain Ducasse schwante Böses. Sofort erhob er sein Maschinengewehr, aber es war zu spät.

Woher die drei Männer plötzlich ihre Waffen gezogen hatten, wusste er nicht, dafür hörte er das leise *Plopp, plopp, plopp*. Plötzlich wurde er zurückgeworfen. Seine Brust schien vor Schmerzen zu zerreißen.

Das Letzte, was er sah, bevor die ewige Schwärze ihren Mantel über ihn legte, war sein Partner Gilles, der neben ihm tot zu Boden fiel.

\*\*\*

»... Ihre Erde enthält Spuren einer Pflanze, die nur in einem kleinen, entlegenen Bereich Louisianas vorkommt.«

»Was für ein ungeheurer Zufall«, sagte ich mit einem leicht sarkastischen Unterton.

»In der Wissenschaft gibt es keine Zufälle, Monsieur Spider. Aber zurück zu der Pflanze: Ich habe Spuren des Edelgoldfarnes gefunden.«

»Nie gehört«, nuschelte Dave Logger, immer noch in seine Zeitung vertieft. Mittlerweile hatte er sich auf einen Tisch gesetzt und blätterte ungeniert von Seite zu Seite.

»Das hätte mich auch sehr gewundert. Diese Pflanze existiert offiziell nicht. Die CIA hat den Edelgoldfarn 1979 künstlich erschaffen, um mit seinem Saft eine Art Wahrheitsserum zu brauen. Was daraus geworden ist, weiß ich nicht, aber viel scheint man damit nicht erreicht zu haben, denn 1991 setzte man die einzigen beiden noch existierenden Farne in einem Wald etwa 150 Meilen westlich von Baton Rouge mitten in einem Wald in den Sümpfen aus und überließ sie sich selbst. Ich drucke ihnen gerade noch eine genaue Karte der Gegend aus.

Offenbar haben die von Ihnen gesuchten Leute dort einen der Farne zertreten. Was für Banausen ...«

»Also könnte es sein«, folgerte ich, »dass unsere Kandidaten für den Zufallspreis des Monats genau aus dieser Gegend kommen.«

»Könnte man meinen, aber eigentlich ist dort nichts, außer Sumpf, Wald und Alligatoren. Zumindest meinen Informationen nach.«

Ich zuckte mit den Schultern. »Es ist unsere einzige

Spur.«

Mein Blick wanderte zu Tanja Berner. Ich lächelte sie an. »Sieht aus, als würden wir bald einen kleinen Sumpfspaziergang machen.«

»Wie romantisch«, antwortete sie, offensichtlich wenig begeistert.

Wie konnte ich dieser Frau nur begreiflich machen, was für ein Sturkopf sie war?

\*\*\*

Die schwarzen Gestalten schlichen durch die Gänge wie Geister, die man aus der Hölle entlassen hatte. Wo sie erschienen, brachten sie den Tod, und wer das Pech hatte, ihnen zufällig über den Weg zu laufen, konnte mit seinem Leben abschließen.

Nach den beiden Wachleuten hatten sie noch drei junge Laboranten getötet und ihre Leichen in einer Abstellkammer versteckt. Vor ihrem Tod hatten sie einen der Geheimdienst-Mitarbeiter, eine spanisch-stämmige junge Frau, gezwungen, ihnen den Aufenthaltsort ihrer Zielpersonen zu verraten. Ein Stockwerk tiefer mussten sie.

Sie erreichten einen Aufzug und stiegen ein.

Bald schon würde ihr Auftrag erfüllt sein. Alle Spuren verwischt und ihre Kameraden gerächt. Schon sehr bald ...

\*\*\*

Für uns schien die Arbeit hier beendet zu sein. Wir warteten lediglich noch auf den Ausdruck der Landkarte.

Was würde sie uns bringen? Einen Mittagsplausch mit ein

paar Alligatoren, die Suche nach einer Pflanze, die es eigentlich gar nicht gab, ein im Sumpf versunkenes UFO – oder vielleicht doch eine Spur zu den beiden Dieben, ergo zu Sterling und seinem Partner, wenn sie es denn wirklich waren? Bisher deutete alles darauf hin, aber wer kann schon wissen, was die Zukunft bringt?

Ein *Ping* riss mich aus meinen Gedankengängen. Das gleiche Geräusch war erklingen, als wir mit dem Aufzug diese Etage erreicht hatten. Wir erhielten also Besuch. Aber von wem? Sekunden später erhielt ich die Antwort. Drei in schwarze Anzüge gehüllte südländisch wirkende Männer tauchten wie aus dem Nichts in dem weiträumigen Labor auf und legten mit ihren mit Schalldämpfern ausgestatteten Maschinenpistolen auf uns an. Die *sombras* hatten uns also gefunden, bevor wir sie finden konnten.

Mehr als ein »Scheiße!« brachte ich nicht heraus, bevor ich Dave gegen die Brust stieß und dieser kopfüber mit der Zeitung in der Hand nach hinten kippte, während ich mich gleichzeitig fallen ließ und meine Desert Eagle zog.

Während meines Falls sirrten schon die ersten Kugeln über mich hinweg. Dave (er eher unfreiwillig), Tanja und ich waren rechtzeitig in Deckung gegangen, aber der Professor wurde von der Garbe voll erwischt. Gleich mehrere Kugeln trafen seinen Kopf, auch den Computer, der in einem wahren Funkenregen zersprang.

Etwa zehn Meter vor mir sah ich zwei schwarze dünne Säulen. Die Beine eines Angreifers. Ich schoss einfach auf sie.

Einige Kugeln gingen fehl, aber zwei trafen das rechte Schienbein.

Schreiend brach der Mann in die Knie, schoss aber ein-

fach weiter, unter den Tischen durch. Ich rollte mich einige Meter zur Seite. So schlugen die Kugeln nur in die Fliesen und schwirrten unter weiteren Tischen hindurch.

Dorthin, wo Dave Logger lag, schoss es mir durch den Kopf. Ich drehte ihn zur Seite, aber dort, wo ich ihn vermutet hatte, befand sich Dave schon nicht mehr.

Trotzdem schoss der Killer weiter. Tischbeine zerbarsten, ein Tisch brach zusammen, und ich versuchte wieder auf den Mann anzulegen. Aber auch er war plötzlich verschwunden.

Vorsichtig richtete ich mich auf. Das Labor war zwar sehr weitläufig und in mehrere Gänge zwischen den Labortischen unterteilt, aber die Sicht war dennoch nicht völlig frei, weil die Decke von einigen Säulen gehalten wurde. Außerdem war der Raum mit einem Gang zu einem weiteren Labor verbunden.

Keiner der Angreifer war zu sehen, aber plötzlich hörte ich einen erstickten Schrei. Etwa zehn Meter vor mir fiel jemand über einen der Tische. An der Jacke erkannte ich, dass es Dave Logger war.

Ohne weiter nachzudenken rannte ich zu ihm, die Waffe im Anschlag.

Zwischen den Tischen erschien eine weitere Gestalt. Einer der Killer, der sich geduckt Daves leblosem Körper näherte.

Als er mich erkannte, war es für ihn schon zu spät. Ich schoss ihm eine Kugel direkt zwischen die Augen. Wie vom Blitz getroffen brach er zusammen.

Ich duckte mich wieder, lief zu Dave Logger und zog ihn von dem Tisch zurück auf den Boden. Eigentlich rechnete ich schon damit, meinen Freund tot vor mir liegen zu sehen, als sich ein verzerrtes Grinsen auf sein Gesicht legte.

»Es ist nur die Schulter, Jimmy. Alles ... halb so schlimm.«

Mein Blick wanderte über seinen Körper. Tatsächlich, der Killer hatte *nur* seine Schulter erwischt.

»Beim nächsten Mal gibst du bitte ein Zeichen, dass du nicht tot bist, klar?«

»Was hätte ich deiner Meinung nach tun sollen? Mit den Pobacken winken, oder was?«

»Zum Beispiel.«

Dave winkte mit schmerzverzerrtem Gesicht ab. »Das klären wir später. Jetzt schnapp dir erst mal diese Typen.«

»Nichts leichter als das.« Ich sah mich vorsichtig um. Niemand war zu sehen, auch keine Schüsse erklangen. »Sag mal, Dave, hast du Tanja irgendwo gesehen?«

»Sie hat einen der Killer verfolgt, ich glaube in den Gang zu dem anderen Labor.«

»Danke.« Ich gab ihm noch einen aufmunternden Klaps auf den Bauch, bevor ich mich auf den Weg zu dem Gang machte. Dabei orientierte ich mich zunächst nach links, weil ich dort irgendwo den von mir angeschossenen *Schatten* vermutete.

Als ich an der Raumwand angekommen war, entdeckte ich eine deutliche Blutspur. Offenbar hatte ich den Kerl ziemlich hart erwischt. Ich folgte ihr bis zu einer der Säulen, an der sie im Nichts endete. Hatte der Killer sich hier tatsächlich in einen Schatten aufgelöst, oder ...?

Ich brachte den Gedanken nicht zu Ende, denn plötzlich spürte ich kalten Stahl in meinem Nacken. »Erwischt!«, sagte der Killer in kaum zu verstehendem Englisch.

Ich erstarrte. Der Schatten hatte mich tatsächlich austrickst. Er war einfach über den Tisch gesprungen und hatte sich hinter der Säule versteckt. Keine schlechte Idee, sie

hätte von mir stammen können. Zu dumm, dass ich sie wohl kaum mehr abkupfern könnte.

Dann drückte er ab. Ein Schuss erklang, ein zweiter und noch ein dritter. So schwer war es doch nun wirklich nicht, mich aus der Entfernung zu treffen, oder hatte der Killer zwei linke Hände?

Als ich schließlich hörte, wie hinter mir etwas auf den Boden fiel, wurde mir klar, dass der Typ wohl heute nicht mehr treffen würde.

Vorsichtig drehte ich mich um. Schwer auf einen der Tische gestützt stand einige Meter von mir entfernt Dave Logger, die rechte Schulter blutüberströmt und in der ausgestreckten linken Hand seine Pistole haltend, und zwinkerte mir zu, bevor er wieder zusammenbrach.

Das kostete mich wieder mal eine Flasche teuren schottischen Whisky. Jedes Mal, wenn er mir oder ich ihm in der Vergangenheit in letzter Sekunde das Leben gerettet hatte, wurde diese milde Gabe fällig. In diesem Fall war ich allerdings zu jeder Spende bereit.

Mein Blick glitt zu Boden. Dort lag der tote Schatten mit drei blutigen Kugellöchern in seinem Rücken. Ich fühlte nach seinem Puls. Nichts. Der Mann war tot.

Als ich mich wieder aufrichtete, wanderten meine Gedanken zurück zu Tanja Berner. Zu lange schon hatte ich nichts mehr von ihr gehört.

Mit erhobener Pistole lief ich in den Gang hinein. Niemand war dort zu sehen, kein einziges Geräusch zu hören. Mir schwante Böses, aber den Gedanken verdrängte ich lieber.

Als ich das andere Labor erreichte, erhielt ich sofort einen bleiernen Empfang. Eine Kugel huschte nur Zentimeter an

meinem linken Ohr vorbei, eine zweite streifte es leicht (warum traf es eigentlich immer meine linke Seite?), bevor ich mich zu Boden warf.

Hinter einer der Säulen sah ich einen Waffenarm hervorlugen. Dort musste sich der letzte der *Schatten* verschanzt halten. Aber wo war Tanja Berner?

»Hallo, Jimmy.«

Ich zuckte zusammen. Einen Meter links von mir hockte meine Schweizer Kollegin an ein Waschbecken gelehnt und lächelte mich etwas schief an. Ich kroch zu ihr.

Ich atmete tief durch. »Alles klar bei dir? Bist du verletzt?«

»Hast du dir etwa Sorgen um mich gemacht?«

»Wie kommst du nur darauf?«, sagte ich ironisch. »Ich frage nur wegen der Versicherung.«

»Der Ver..., ach, vergiss es! Nein, ich hocke hier nur, weil mir die Kugeln ausgegangen sind. Mein Freund hinter der Säule weiß das aber zum Glück nicht. Aber er ist schlau, er wagt sich auch nicht aus seinem Versteck hervor. Erst als du gekommen bist, hat er sich wieder geregt.«

»Also müssen wir ihn irgendwie dazu bringen, hinter der Säule hervorzukommen.«

»Ja ... wo steckt eigentlich Dave?«, fragte sie leicht besorgt.

»Keine Sorge, dem geht's gut. Er hält nur einen kleinen Mittagsschlaf.«

»Er ... nein, ich frag lieber nicht mehr.«

Sie gab mir zum Glück etwas Zeit, um nachzudenken. Für solche Fälle gab es immer ein paar Tricks, und ich erinnerte mich, dass mir mein Vater mal einen solchen beigebracht hatte (wenigstens ein guter Grund, ihn als Vater zu haben).

Ich griff in die Innentasche meiner Jacke und zog eine meiner Zigarren hervor.

Meine Schweizer Kollegin sah mich ungläubig an. »Du willst doch jetzt nicht etwa rauchen?«

»Pssst!«, antwortete ich nur.

Dann sprach ich unseren Gegner hinter der Säule direkt an. »Meu amigo ...«

»Ich bin nicht dein Freund, du Bastard«, erklang die Stimme des Killers in fließendem Englisch. Offenbar hatte ich es mit dem gebildetsten der Truppe zu tun. Das vereinfachte die Sache natürlich und ihm blieb mein Versuch erspart, ihn auf Portugiesisch übers Ohr zu hauen.

»Wie auch immer...« Ich zog mit meiner linken Hand ein Feuerzeug hervor. »Sie denken vielleicht, das wäre eine Pattsituation, aber da irren Sie sich. Für solche Gelegenheiten habe ich immer eine Stange Dynamit dabei.«

»Sie wollen mich reinlegen!«

Entweder ich hatte es mit einem Genie zu tun, oder er hatte einfach nur Angst. Ich tippte auf Letzteres.

»So, meinen Sie? Dann sehen Sie mal her.« Ich zündete die Zigarre an, nahm einen tiefen Zug und paffte den Rauch nach oben. Danach gab ich ein *Pffffff* von mir, um das Geräusch einer brennenden Lunte zu imitieren. Schließlich warf ich die Zigarre mit den Worten »Viel Vergnügen damit!« auf die Säule zu.

»Merde!«, schrie der Killer, bevor er sich aus der sicheren Deckung in den Gang warf. Gleichzeitig hatte ich mich aufgerichtet und zielte mit der Desert Eagle auf ihn.

Entgeistert sah er mich an.

»Reingelegt!«, entgegnete ich ihm grinsend. »Und jetzt weg mit der Waffe. Geben Sie auf!«

Der *Schatten* hatte alle Chancen verspielt. Wenn er jetzt seine MP hob, würde ich ihn locker mit meinen Kugeln niederstrecken können.

Aber der Mann gab einfach nicht auf. Vielleicht war es auch seine Art, im Angesicht der sicheren Niederlage Selbstmord zu begehen. »Niemals!«, schrie er und riss die Waffe hoch.

Bevor er auf mich anlegen konnte, drückte ich zwei Mal ab. Beide Kugeln hieben in seine ungeschützte Brust und warfen ihn zu Boden.

Mit der Pistole im Anschlag kam ich langsam auf ihn zu. Dabei erinnerte ich mich an die Szene gestern in dem Haus neben dem Museum. Genau dieselbe Szene hatte sich dort abgespielt. Erst mit den letzten Worten des sterbenden Scharfschützen hatte ich von den *Schatten* erfahren, und nun hoffte ich, durch die letzten Worte des vor mir liegenden Killers mehr über seine Auftraggeber zu erfahren. War es Sterling? Oder jemand ganz anderes?

Wenige Augenblicke später fiel meine Hoffnung wie ein Kartenhaus zusammen. Der letzte *Schatten* war tot. Eine meiner Kugeln musste sein Herz getroffen haben.

Ich atmete noch einmal tief durch, bevor ich mich wieder Tanja Berner zuwandte.

Die Schweizerin sah mich ungläubig an. »Wo hast du denn den Trick her?«

»Von meinem Vater.«

»Sir Gerald Spider hat dir solche Tricks beigebracht? Und ich dachte immer, dein Vater und du, ihr kämt nicht miteinander klar und ...«

Ich sah sie nicht gerade freundlich an. Das war ein Thema, über das ich nur sehr ungern sprach, und Tanja ver-

stand mich offenbar, denn sie hakte nicht weiter nach.

Gemeinsam gingen wir zurück in das Hauptlabor. Dort hatte sich inzwischen Dave Logger erneut aufgerafft und wankte uns entgegen. »Na, alles erledigt?«, fragte er, bevor er meiner Partnerin förmlich in die Arme fiel. Während sie mit diesem Schwertransport beschäftigt war, begab ich mich zur Leiche von Professor LaCroix. Der Mann schien von allem nicht viel mitbekommen zu haben – nicht nur, weil er gleich zu Beginn gestorben war – denn sein Gesicht zeigte einen völlig normalen Ausdruck.

Ausdruck ... da war doch noch was. Tatsächlich, neben dem zerstörten PC und vor dem im Druckerhimmel befindlichen Drucker fand ich den Ausdruck einer Gebietskarte.

Ein leichtes Lächeln legte sich auf mein Gesicht.

Eine Spur blieb uns also doch noch. Und dieses Mal würde ich nichts dem Zufall überlassen, um die Mona Lisa zurückzuholen und womöglich endlich Raymond Sterling aus dem Verkehr zu ziehen ...

\*\*\*

## **Jimmy Spider und der Kampf um die Mona Lisa**

Es war keine Nacht, es war kein Nebel, und dennoch konnten wir häufig nicht die Hand vor Augen sehen. Das lag weniger an unserem mal mehr, mal geringer vorhandenen Alkoholpegel (auf dem Flug in die USA hatte ich mir zwei Gläser meines höchst verlustgefährdeten Wodkas zu Gemüte geführt), sondern eher an den Niagarafall-artigen Schweißausbrüchen, die von unseren Stirnen – und nicht nur von dort – hernieder rannen.

Die Luft stand förmlich vor Hitze. Selbst die Schatten der Bäume konnten uns nicht vor der gnadenlosen Wärme der Sonne und den brütenden Ausdünstungen der Sümpfe schützen.

Dazu kam, dass wir nicht gerade dem Wetter angepasste Kleidung trugen. Ich hatte zwar darauf verzichtet (nicht jedoch auf meinen Anzug und die Seidenhose, allerdings wie meine Schuhe komplett in weiß), aber die meisten trugen Uniformen und Schutzkleidung, insbesondere kugelsichere Westen.

Neben mir befanden sich noch Tanja Berner, Jack Kasahara (der bereits bei der Schießerei in dem Pariser Museum, in dem der französische Geheimdienst völlig sinnfrei die Mona Lisa versteckt gehalten hatte, dabei gewesen, mir aber dabei nicht aufgefallen war) sowie Commander Rathbone und seine sechs Mann starke Truppe - von denen allerdings keiner bei dem Kampf gegen die Monchoppies beim Fall des gestohlenen Tigerordens mit dabei gewesen war. Wie ich mir hatte sagen lassen, waren die Überlebenden damals nicht allzu begeistert über den Kampf gegen kuschelige, menschenfressende Monster gewesen, sodass sie sich allesamt ruhigere Jobs gesucht hatten. Einen hatte es sogar als Tankstellenwärter in die Wüste von Arizona gezogen. Eine boomende Branche ...

Jedenfalls befanden wir uns in einem Wald, der sich auf einer Halbinsel an einem Nebenfluss des Mississippi befand. Die Gegend wurde von den Einheimischen gemieden, angeblich sollten hier des Nachts unheimliche Dinge vorgehen. Allerdings hatte man uns auch davor gewarnt, dass in dem Wald ein angeblicher Serienmörder namens *Wild Bill* hausen könnte, ein Afroamerikaner, der mehrere

Voodoo-Priester ins Jenseits befördert hatte. Das Positive daran war, dass wir uns vor möglichen Begegnungen mit verwilderten Zombies wohl nicht zu fürchten brauchten.

Unser Freund und Kollege Dave Logger hatte es vorgezogen, in einem Krankenbett eine kurze Dienstpause einzulegen, nachdem er in Paris von den *sombras* angeschossen worden war. Mittlerweile war er bereits nach Manchester ausgeflogen worden.

Über die Schatten-Killer hatten wir leider nichts weiter in Erfahrung bringen können. Es war durchaus möglich, dass sich auch hier in der Gegend noch einige von ihnen aufhalten konnten. Gesetz dem Fall wir waren hier überhaupt an der richtigen Adresse. Denn außer einem Haufen Dreck, der wohl von den Dieben der Mona Lisa stammte, hatten wir nichts, das auf ihren Aufenthaltsort hinwies.

Jeder von uns hielt seine Waffen in den Händen, bereit, jederzeit zu schießen. Rathbone und seine Männer trugen ihre MP5, während Kasahara, Tanja und ich unsere normalen Dienstwaffen benutzten. Wir waren schließlich nicht hier, um auf Großwildjagd zu gehen, sondern um das wertvollste Gemälde der Welt (möglichst ohne Kugellöcher) nach Frankreich zurückzubringen.

Hinter einem Baumstamm verharrte ich kurz und atmete tief durch. Irgendein Busch hatte meine kurze Pause mit seinem Leben bezahlen müssen, denn ich stand direkt auf ihm.

Neben mir hielt Tanja Berner inne. »Pass übrigens auf, dass du nicht auf das Edelgoldfarn trittst. Es muss hier irgendwo in der Gegend wachsen.«

Ich schaute an mir herab, hob meinen linken Fuß und kratzte mir die Reste des Busches von der Schuhsohle. Für

einen Moment stockte ich. Dann wurde mir einiges klar.

»Ähm, Tanja?«, fragte ich vorsichtig.

»Ja?«

»Ich glaube, ich hab einen der Farne gefunden.« Dabei wies ich auf die grüne Pampe, die an meinem Schuh klebte.

»Jimmy!«, rief sie, halb wütend und halb belustigt.

»Ja, ja«, antwortete ich, während ich ein Taschentuch hervorholte und mir die klebrigen Reste der Pflanze von der Sohle wischte. »Gab es nicht noch mehr von den Dingern?«

Die Schweizerin lächelte mich leicht verschmitzt an. Wer hätte diese Reaktion noch für möglich gehalten? »Professor LaCroix sagte, es gäbe noch zwei. Einen muss einen der Einbrecher zertreten haben, der andere ... naja, hoffen wir, dass sie sich mittlerweile vermehrt haben.«

Das hoffte ich auch, obwohl ich mich fragte, wen es wohl stören würde, dass ich für die Ausrottung eines Farnes verantwortlich sein könnte, von dem zum einen fast niemand wusste und von dessen Existenz ich erst vorgestern erfahren hatte. Die Weltwirtschaft würde davon sicher nicht zusammenbrechen – hoffte ich zumindest.

Von der rechten Seite tauchte Commander Rathbone auf. Wegen der Hitze hatte er auf einen Helm verzichtet, deshalb fiel mein Blick auf sein schon leicht ergrautes, schwarzes Haar. Er hatte ein kantiges, etwas verlebt wirkendes Gesicht mit einer hübschen Narbe an der linken Backe. »Geht es jetzt weiter, Sir?«, fragte er, ohne meine Partnerin überhaupt zu beachten.

»Ja, natürlich. Wir haben nur gerade festgestellt, dass wir am richtigen Ort sind.« Ich wies auf die grünen Reste vor meinen Füßen.

Der Commander blickte nach unten und verstand nichts.

Dann zuckte er mit den Schultern und ging zu seinen Männern zurück. Jack Kasahara, ein recht schweigsamer Typ, stand etwas abseits und behielt mit seinem Fernglas die Gegend im Auge. Irgendetwas schien seine Aufmerksamkeit erregt zu haben, denn er winkte uns zu sich. Als wir neben ihm standen, reichte er mir sein Fernglas. »Schauen Sie!« Er wies auf eine Stelle mitten zwischen den alten und teils morschen Bäumen. »Da scheint ein Haus zu stehen.«

Ich tat ihm den Gefallen und brachte das Fernglas in Position. Zunächst sah ich nur Sumpf ... ein paar Bäume ... Insekten auf Menschenjagd ... Nacktmodels beim Tanz um den Maibaum ... Moment mal. Ich rieb mir über die Augen. Vielleicht hätte ich doch auf den Wodka verzichten sollen.

Beim zweiten Versuch klappte es besser. Tatsächlich, zwischen alten und schief gewachsenen Eichen lugte die Ecke eines weiß angestrichenen Hauses hervor.

Hatte Professor LaCroix vor seinem spektakulären Ableben nicht erwähnt, dass dies hier eine menschenleere Gegend ohne jedes Gebäude wäre? Entweder die CIA hatte ihm über dieses kleine Detail etwas vorgeflunkert, oder das Haus war erst errichtet worden, nachdem der Geheimdienst diesen Bereich verlassen hatte. Wie auch immer, dieses Haus war damit zu einem Fixpunkt bei unserer Suche geworden. Ich wies Rathbone und seine Männer darauf hin, und gemeinsam machten wir uns auf den Weg - hoffentlich zur Mona Lisa ...

\*\*\*

»Wir bekommen Besuch«, flüsterte der dunkelhäutige Mann mit den kurzen schwarzen Haaren.

»Ich weiß«, gab der Weiße neben ihm zurück.  
»Wenn du das so genau weißt, wieso sind wir dann noch hier?«  
»Weil ich diesen Besuch erwartet habe, Billy.«  
»Hör auf, mich immer so zu nennen!«  
»Ich nenne dich so, wie ich will.« Der Mann reichte seinem Gegenüber eine Pistole mit Schalldämpfer. »Damit wirst du unsere Gäste begrüßen.«  
»Nein!«, antwortete er. »Du weißt doch, dass ich niemals Schusswaffen benutze.« Er zog eine Machete mit besonders langer Klinge. »Damit werde ich sie begrüßen«, sagte er mit einem feisten Grinsen im Gesicht.  
»Ganz wie du meinst. Es ist ja dein Leben. Und jetzt auf unsere Posten, Bruderherz ...«

\*\*\*

Hatte ich schon das Versteck der Mona Lisa in Paris als haarsträubend angesehen, so setzte diese morsche Bruchbude dem Fall noch nie Krone auf. Wenn sich dort tatsächlich die ach so gerissenen Diebe der Mona Lisa (und wenn meine Vermutung mich nicht täuschte, auch die des goldenen Kätzchens der Inka, des Tigerordens und der Kronjuwelen) versteckt hielten, dann waren sie entweder von allen guten Geistern verlassen (wobei ich nicht ausschließen wollte, dass sich in diesem verfallenen Häuschen nicht doch die eine oder andere Spukgestalt herumtrieb), oder sie hatten einfach keinen Sinn für guten Geschmack.

Das Gebäude mochte vor gut fünfzig Jahren mal ein hübsches kleines Herrenhaus gewesen sein, in das sich gewisse Herrschaften in den Wintermonaten zurückzogen, aber

mittlerweile waren die Balken, aus denen das Haus gezimmert worden war, morsch und aufgesprungen, teilweise sogar eingebrochen. Die Fenster sahen verschmutzter aus als die Bullaugen der Titanic und die Holzterapie, die zur Eingangstür hinaufführte, machte den Eindruck einer drapierten Todesfalle. Trotzdem entschieden wir uns dafür, das Haus zu betreten.

Commander Rathbone erschien neben mir. »Sir, ich würde vorschlagen, dass drei von meinen Männern mit ihnen da hineingehen, während ich mit dem Rest hier draußen Wache halte.«

Hatte der Commander etwa Angst vor Geisterhäusern? »Und warum kommen Sie nicht mit?«

»Wer weiß denn schon, ob sich in dem Haus wirklich jemand versteckt hält? Ich will meine Leute von hier draußen koordinieren können. Sie können da drinnen meine Aufgabe durchaus auch alleine erledigen.«

*Danke für die Blumen*, lag mir auf den Lippen. Stattdessen nickte ich nur und gab ein kurzes »Okay« von mir, obwohl ich seine Reaktion immer noch als etwas merkwürdig empfand.

Rathbone wies drei seiner Männer an, mir zu folgen und auf mein Kommando zu hören. Sie nickten und gesellten sich zu Tanja Berner, Jack Kasahara und mir.

Die Schweizerin stieß mich leicht an der rechten Seite an. »Irgendwie hab ich kein gutes Gefühl bei der Sache«, flüsterte sie.

»Ich auch nicht. Aber was sollen wir sonst machen? Freundlich anklopfen und warten, ob jemand öffnet?«

Tanja sah mich nur schief an und ging dabei langsam auf das Haus zu.

Ich übernahm die Führung, ging die (doch nicht ganz so einsturzgefährdete) Treppe hinauf und legte meine linke Hand auf die Türklinke, während ich meine Desert Eagle in der rechten bereithielt.

Ich drückte die Klinke nach unten und stieß die Tür auf.

Als ich eintrat, empfingen mich eine gefühlt meterdicke Staubschicht und zahlreiche Spinnenweben. Allerdings erkannte ich auch, dass wir nicht die ersten Besucher in letzter Zeit hier waren. Einige Fußspuren führten bereits durch das Haus.

Ich winkte meinen Begleitern zu und folgte der Spur.

Die Räume, durch die wir gingen, waren nur sehr sporadisch möbliert – einige Stühle, ein Tisch und in einer Ecke ein Kühlschrank, in den ich lieber keinen Blick riskierte. Die Spur führte schließlich zu einer geschlossenen Tür neben einer Treppe, die in den ersten Stock führte.

Da keine der Spuren nach oben führte, verzichtete ich darauf, mich im ersten Stock umzusehen.

Erneut legte ich meine linke Hand auf die Klinke und zog die Tür auf. Dass uns dahinter eine weitere, nach unten führende Treppe empfing, überraschte uns kaum, die Tatsache aber, dass hier bereits Licht brannte, umso mehr. Eine einsame nackte Glühbirne baumelte leuchtend an der Decke.

»Scheint, als würde man uns bereits erwarten«, murmelte ich, bevor ich mich auf den Weg nach unten machte.

Nach etwa dreißig Stufen machte die Treppe einen Knick in die entgegengesetzte Richtung. Dass dieses Haus einen derart großen Unterbau hatte, wunderte mich. Für ein Haus dieser Bauart war das alles andere als normal. Aber möglicherweise befanden wir uns auch nicht in einem nor-

malen Haus.

Am Ende der Treppe empfing uns eine weitere Tür. Überraschenderweise legte ich wieder meine linke Hand auf die Klinke und drückte diesmal die Tür auf.

Uns empfing tatsächlich ein relativ großer, hell erleuchteter Raum – ein Laboratorium. Allerdings waren alle Gerätschaften schon etwas veraltet und ziemlich verstaubt. Drei Reihen länglicher Labortische füllten den Raum aus.

Tanja Berner trat neben mich. »Was denkst du, wo wir hier gelandet sind?«

»Ich vermute mal frei von der Leber weg, dass dies ein Labor der CIA ist, in dem sie ihren Wunder-Farn getestet haben. Oder ein betrunkenener Innenarchitekt hat sich einen schlechten Scherz erlaubt.«

»Aber das hat uns noch immer keinen Schritt weiter zur Mona Lisa gebracht.«

»Möglicherweise doch.« Ich deutete auf eine weitere Tür am anderen Ende des Labors hin.

Vorsichtig schritten wir auf sie zu, unsere Waffen erhoben.

Irgendwie wurde ich das Gefühl nicht los, beobachtet oder zumindest unter Kontrolle gehalten zu werden. Außerdem drang mir ein beißender Geruch in die Nase, den ich nicht so recht zuordnen konnte. Aber irgendwo hatte ich ihn schon mal gerochen. Doch wo?

Ich verdrängte den Gedanken und blickte mich kurz zu meinen fünf Begleitern um. Alle hielten ihre Waffen bereit, aber keiner wagte es, ein Wort zu sagen.

Schließlich hatten wir die Tür erreicht. Als ich sie öffnete, erschien vor uns – eine weitere Treppe nach unten. Na super. So langsam fragte ich mich, ob uns dieses Haus an der

Nase herumführen wollte. Oder die CIA hatte kein Geld für einen vernünftigen Aufzug gehabt.

Mittlerweile konnten wir uns unmöglich noch unterhalb des Hauses befinden. Diese Räumlichkeiten schienen irgendwo im Sumpf zu enden. Möglicherweise würden wir bald ein paar konservierte Leichen von unten betrachten dürfen. Ich konnte mir Schöneres vorstellen.

Vorsichtig schritten wir die Treppe hinab. Wieder baumelte eine brennende Glühbirne über unseren Köpfen.

Nach etwa vierzig Stufen fand auch diese Treppe ihr Ende. Allerdings erwartete uns keine weitere Tür, sondern ein offener Durchgang. Dafür wurde der beißende Geruch langsam unerträglich.

»Riechst du das auch, Jimmy?«, flüsterte Tanja hinter mir.

»Ja - hast du eine Ahnung, was das sein könnte?«

»Ja. Aber ich traue mich kaum, es auszusprechen.«

»Doch nicht etwa verwesende Aliens?«

»Nein. Monchoppies!«

Mir lief es kalt den Rücken hinunter. Jetzt kam mir der Geruch auch umso bekannter vor. Warum war ich nicht gleich darauf gekommen? Schließlich hatte ich noch öfter als Tanja diesen Geruch genießen dürfen.

»Alle die Waffen bereithalten!«, wies ich meine Begleiter an. »Wir könnten gleich eine unangenehme Überraschung erleben.«

Ich zog eine Taschenlampe hervor, denn der Durchgang führte ins Dunkel. Auch Tanja Berner und Jack Kasahara zogen ihre Lampen, während Rathbones Männer weiter ihre MPs festhielten.

Das Erste, was ich mit meiner Lampe aus der Dunkelheit riss, war ein einsam in der Mitte eines Raumes stehender

Stuhl. Allerdings kein normaler, dieser war nämlich aus dicken Stahlteilen gebaut und besaß Feststellungsringe an den Armlehnen. Ob die CIA hier ihre Delinquenten mit dem Edelmetall zum Reden bringen wollte?

Nacheinander betraten wir den relativ großen Raum, ohne außer dem Stuhl irgendetwas Nennenswertes zu erblicken.

Plötzlich erklang aus einer im Dunkeln liegenden Ecke des Raumes ein lautes Klatschen. Irgendjemand schien uns zu applaudieren.

»Herzlichen Glückwunsch, Jimmy Spider. Sie haben es also tatsächlich bis hierher geschafft. Es freut mich wirklich, Sie mal wieder begrüßen zu dürfen.«

Ich leuchtete in die Richtung, aus der ich die Stimme zu hören glaubte – und zum Vorschein kam niemand anderes als Raymond Sterling!

Nun, meine Überraschung hielt sich in eng bemessenen Grenzen.

Aber Sterling war nicht allein. Neben ihm stand ein hünenhafter dunkelhäutiger Mann in Armeeuniform und hielt ein mit Papier verschnürtes Etwas in der rechten Hand (die linke war hinter seinem Körper verborgen. Ich konnte mir sehr gut vorstellen, dass es sich dabei um die verpackte Mona Lisa handelte.

Ray schien meine Gedanken erraten zu haben. »Darf ich vorstellen: William *Wild Bill* Sterling. Mein Halbbruder. Und das, was er da in der Hand hält, ist tatsächlich die von Ihnen so wahnsinnig geliebte Mona Lisa. Natürlich gut verpackt.«

»Wie schön«, erwiderte ich. »Und was haben Sie jetzt vor? Es sieht ganz so aus, als hätten wir die besseren Argumente

in der Hand. Also her mit dem Bild!«

»Das hätten Sie wohl gern. Aber wir haben bereits vorgesorgt. Keine Sorge, die *sombras* haben Sie bereits alle erledigt. Diese Typen scheinen wirklich nicht viel von ihrem Job verstanden zu haben. Aber da Sie sich ja jetzt doch alle hier eingefunden haben, kann die Show endlich losgehen.«

»Welche Show?«

Wortlos wies Ray zur Decke.

Ich ließ meinen Lampenstrahl nach oben gleiten – und zuckte zusammen.

Die gesamte Decke des Raumes war bedeckt mit Dutzenden von Monchoppies. Blaue, gelbe, rote, grüne, ja sogar pinke Kuschelmonster wieselten dort oben herum. Einige reckten mir ihre runden Köpfe entgegen und fauchten.

»Ach du Scheiße!«, entwich es mir.

Ein besonders großes Exemplar stach mir ins Auge. Es war völlig schwarz und hatte sechs statt fünf Glieder. Ob es dasselbe war, dass ich vor einigen Monaten beim Kampf um den Tigerorden in die Flucht geschlagen hatte, wusste ich nicht, aber da es mich mit einem typischen *Wir zwei haben noch eine Rechnung offen*-Blick anvisierte, konnte ich es mir durchaus vorstellen.

Raymond Sterling hatte sichtlich seinen Spaß. Während sein Halbbruder mit seiner linken Hand plötzlich eine Machete hervorzog, winkte Ray mir wie zum Abschied zu. »Machen Sie es gut, Spider. Ich werde Sie *nicht* vermissen.«

»Das beruht auf Gegenseitigkeit.«

»Wie schön. Und nun – fasst sie, meine Freunde!«

Auf sein Kommando hin stürzten sich die Monchoppies von der Decke auf uns.

Nun kam es darauf an, wer im Dunkeln die besseren Au-

gen hatte. Da ich nicht unbedingt das schmackhafteste Ziel für diese Viecher abgeben wollte, legte ich lieber meine Lampe auf dem Boden ab. Tanja und Kasahara taten es mir nach.

Schon landete etwas Schweres und Fauchendes in meinem Nacken. Ich griff danach und warf es mir vor die Füße. In dem schwachen Licht konnte ich nicht feststellen, welche Farbe dieser Monchoppie hatte. Eigentlich war es mir auch egal.

»Guten Appetit!«, rief ich, bevor ich ihm zwei Kugeln in sein weit aufgerissenes Maul jagte.

Das Monster röchelte, wankte und fiel schließlich einfach um.

Neben mir hörte ich das Rattern der MPs und die Schreie meiner Begleiter. Ich versuchte, zu Tanja Berner zu gelangen (obwohl ich eigentlich gar nicht wusste, wo sie war) und stolperte dabei über eines dieser Kuschelmonster. Sofort stürzten sich ein halbes Dutzend weiterer Exemplare auf mich.

Einem besonders aufdringlichen Exemplar schoss ich von unten in den Kopf. Irgendeine Masse spritzte auf der anderen Seite des Körpers empor und traf zwei weitere Monchoppies. Die fingen sofort an, erbärmlich zu schreien und waren nun erst mal anderweitig beschäftigt. Das Blut der Monster wirkte nämlich wie eine Säure.

Während ich versuchte, die Glieder des eben erschossenen Monchoppies von mir herunter zu bekommen, sah ich für einen Augenblick aus den Augenwinkeln Ray und seinen Halbbruder, wie sie sich ihren Weg zum Ausgang bahnten. Einer von Rathbones Männern, der keinen Blick für die beiden hatte, wurde von ‚Wild Bill‘ mit seiner Ma-

chete geköpft.

Nach diesem wenig erheiternden Anblick musste ich mich wieder um meine besonderen Freunde kümmern. Die hatten sich mittlerweile wieder formiert und wälzten sich förmlich auf mich zu.

Ich legte auf sie an und jagte einfach Kugel um Kugel ihnen entgegen.

*Klick, Klick ...*

Mein Magazin war leer. Als ob ich so nicht schon genug Probleme gehabt hätte.

Ich trat zunächst den Rückzug an eine der Raumwände an, während ich in meinem Jackett nach einem Ersatzmagazin kramte.

Dabei stieß ich gegen irgendjemanden, der einen erstickten Schrei von sich gab.

»Bist du es, Tanja?«

»Jimmy! Ich dachte schon, sie hätten dich erwischt.«

»Ein einfaches *Ja* hätte es auch getan.«

Sie ignorierte meine Bemerkung einfach. »Hast du etwas von den anderen gesehen?«

»Außer Schüssen ... nein. Doch, Moment, einer von Rathbones Männern wurde ge... Deckung!«

Ich riss die Schweizerin mit mir zu Boden, während ein Monchoppie über uns hinweg segelte, dass uns hatte anspringen wollen.

Ein zweites versuchte es mit dem Konfrontationskurs und fing sich eine Kugel ein. Der Kopf des Monsters explodierte förmlich vor uns.

Ich nickte Tanja dankend zu, während ich endlich meine Desert Eagle nachlud.

Vor uns tauchte plötzlich einer von Rathbones Leuten

auf. Sein Gesicht war blutüberströmt, die MP hatte er verloren. Er wollte uns wohl irgendetwas sagen, aber bevor er dazu kam, erschien neben ihm das schwarze Monchoppie. Es sprang ihn an, riss sein Maul auf und biss ihm einfach den Kopf ab.

Angewidert wandte ich mich ab, nur um eine Sekunde später doch wieder hinzuschauen, um dieses Monster endlich zu erledigen.

Über uns erklang ein Fauchen. Ich riss meinen Kopf herum und sah die Schemen mehrerer Monchoppies, die sich über die Wand angeschlichen hatten. Wieder stürzten sie sich auf uns.

Eines der Monster biss mir in die Schulter. Ich schrie schmerzerfüllt auf, schnappte mir dann aber den ballonartigen Kopf und riss ihn von meiner Schulter. Wütend drosch ich sein Maul gegen den Boden. Plötzlich hatte der Schädel die Form eines Halbmonds. Ich stieß den Kopf noch einmal gegen die harte Unterlage. Danach rührte sich das Wesen nicht mehr.

Zwei weitere Monchoppies versuchten sich als Möchtegern-Anakondas und umschlangen mich mit ihren Gliedern. Da ich von ihren nicht gerade widerstandsfähigen Körpern wusste, sprang ich von der Wand weg und warf mich einfach zu Boden.

Als ich ein merkwürdiges Platschen hörte und spürte, wie sich der Widerstand der Körper langsam auflöste, spürte ich auch ein merkwürdiges Kribbeln auf der Haut. Das Blut!

Ich sprang wieder auf, riss mir die Reste der Monster und meine Klamotten vom Oberkörper und warf sie von mir weg. Glücklicherweise hatte es das Blut noch nicht ge-

schafft, sich vollständig durch mein Jackett zu fressen.

Nun ja, jetzt war meine Kleidung zumindest den Temperaturen angepasst. Nur hatte ich leider keine Sonnencreme dabei.

Auch Tanja Berner hatte inzwischen ihre Gegner in die ewigen Jagdgründe geschickt. Ich half ihr auf die Beine.

»Sieht aus, als hätten wir fast alle erwischt«, flüsterte sie.

»Ja ... aber sie uns zum größten Teil auch, fürchte ich. Oder hast du in letzter Zeit einen Schuss außer unsere gehört?«

»Nein«, antwortete sie bedrückt.

Doch wir hatten uns zu früh gefreut. Etwas rammte uns aus der Dunkelheit und schleuderte uns zu Boden.

Etwas Großes glitt auf uns zu – das schwarze Monchoppie! Es wollte wohl nun endgültig die Rechnung zwischen uns begleichen.

Sah ich auf den Monsterlippen einen Ansatz von einem Lächeln? Ich würde es wohl nie erfahren, denn im nächsten Moment riss das Monster sein gewaltiges Maul auf und ließ mich auf zwei Reihen messerscharfer Zähne blicken.

Doch das Festmahl wurde ihm verwehrt. Plötzlich verschwand das Monster aus meinem Blickfeld und flog irgendwo in den Raum hinein.

Tanja Berner hatte sich wieder aufgerafft und das Monchoppie von mir herunter getreten.

Sie lächelte, während ich mich wieder aufrichtete. »Ich dachte mir, ich sollte dieses Vieh vor einer schlechten Mahlzeit bewahren. Du bist viel zu zäh.«

»Hast du mich etwa schon einmal ohne mein Wissen angeknabbert?«

»Das sollte ein Lob sein, Jimmy!«

»Na dann ... ähm, danke.« Warum auch immer ...

Unser heiterer Plausch wurde von dem Riesen-Monchoppie unterbrochen. Es griff wieder an, diesmal von vorne. Doch diesmal waren wir vorbereitet. Gleichzeitig hoben wir unsere Waffen und drückten ab.

Jede unserer Kugeln traf den übergroßen Körper, der förmlich durchgeschüttelt wurde und dabei wie eine Sambatänzerin auf dem Karneval in Rio wirkte. Wenn ich mir die Damen allerdings mit Fell vorstellte, brrr ...

Schwer getroffen sank das Monster förmlich in sich zusammen.

»Das hätten wir also geschafft.« Und das stimmte auch, denn kein weiteres Monchoppie tauchte auf. Das gab uns die Zeit, einen Überblick über die Verluste zu gewinnen.

Von zwei Toten wusste ich bereits, einen dritten, oder vielmehr abgerissene Teile von ihm, fanden wir in der Nähe des Verhörstuhls. Nach der Kleidung zu urteilen gehörte er zu dem Spezialkommando.

Aber wo steckte Jack Kasahara?

Wie um mir diese gedankliche Frage zu beantworten, wankte plötzlich eine Gestalt auf uns zu. Tatsächlich, es war der TCA-Agent. Als er ins Licht einer der Taschenlampen trat, erkannte ich jedoch die Bescherung: Eines der Monster musste ihm seine linke Hand abgebissen haben. Es grenzte schon an ein Wunder, dass er sich überhaupt noch auf den Beinen halten konnte.

Tanja Berner ging einen Schritt vor und fing ihn ab, bevor er zu Boden stürzen konnte.

Ich hob eine der Taschenlampen auf und leuchtete auf seine Wunde. Der Anblick war wirklich alles andere als appetitanregend.

Ich legte die Lampe wieder ab, zog Kasahara sein Jackett aus und band es fest um die Wunde.

Ob er es bei diesem Blutverlust bis in ein Krankenhaus schaffen würde, war mehr als fraglich. Aber ich wollte die Hoffnung nicht aufgeben.

Die Schweizerin wandte sich wieder mir zu. »Ich kümmer mich um ihn. Schnapp du dir Raymond Sterling.«

Ich zwinkerte ihr zu. »Nichts leichter als das.«

Hastig richtete ich mich auf, lud meine Desert Eagle erneut nach und lief auf den Gang zu.

Die Treppen schnell nach oben zu steigen war für mich kein Problem.

Im Labor empfing mich erneut nichts als Staub. Hier hielten sich Ray und *Wild Bill* also nicht versteckt. Ich hoffte, dass sie noch nicht über alle Berge waren. Aber mit einem sündhaft teuren Gemälde ging man auch nicht gern im Sumpf spazieren.

Schließlich hatte ich endlich wieder das Erdgeschoss des Hauses erreicht. Ich sah mich um. Niemand zu sehen.

Da fielen mir wieder Rathbone und seine Männer ein. Wenn Ray geflohen sein sollte, musste er an ihnen vorbeigekommen sein. Ich rannte zum Ausgang.

Im Rahmen der Tür blieb ich stehen. Commander Rathbone und seine Leute standen im hohen Gras, als hätten sie gerade eine Mittagspause gemacht. Keine Spur von Sterling und seinem Halbbruder.

Ich sprach die Männer darauf an. »Haben Sie zwei Flüchtende hier irgendwo vorbeikommen sehen?«

Ein Lächeln legte sich auf Rathbones Gesicht. »Ja.«

»Und?«

»Sie warten auf den Hubschrauber.«

»Und Sie sonnen sich hier genüsslich, oder wie?«

»Wir werden dafür gut bezahlt«, erwiderte der Commander, während er langsam seine MP hob. »Zumindest ich und meine drei Freunde hier. Die anderen haben von der ganzen Sache nichts gewusst. Schön, dass zumindest dieses Problem sich erledigt hat.

Ich hätte nicht gedacht, Sie noch einmal lebend wiederzusehen. Dabei war unsere Falle so ausgeklügelt. Dachten Sie wirklich, dass, nachdem wir erfahren hatten, dass Sie Spuren des Edelgoldfarnes in dem Museum gefunden hatten, Sie einfach hierherkommen und Ray und seinen Bruder verhaften lassen?«

Ich atmete tief durch. Rathbone und seine Männer waren also Verräter. Warum hatte ich das nicht kommen sehen? Seine Ausrede, hier draußen zu warten, war mir schon sehr merkwürdig vorgekommen. Aber dass er gleich zur anderen Seite gewechselt war, schockte mich schon ein wenig. Doch wer war die andere Seite überhaupt? Nur Raymond Sterling?

Meine Gedanken glitten zurück zu einer Begegnung, die schon eine ganze Weile zurücklag. Damals hatte mich ein geheimnisvoller Mann zu einer stillgelegten Bahnhofstoilette gelockt, um mir einige Informationen über Rays Aktivitäten zu geben. Viel hatte ich nicht erfahren können, bevor es ihn erwischt hatte, aber er hatte erwähnt, dass Sterling nur ein kleines Licht und Teil eines viel größeren Plans war. Und dass er so viel Einfluss hatte, die TCA unterwandern zu lassen, bezweifelte ich.

Dabei fiel mir ein, dass Rathbone offenbar unter Superbösewichtsallüren litt und nun die große Zeit für Erklärungen gekommen war, bevor er den Helden (also mich) mutmaß-

lich endgültig töten würde. Damit hatte ich schon meine Erfahrungen gemacht. Meistens artete das dann darin aus, dass mir mein Gegner seine halbe Lebensgeschichte unter die Nase rieb und ich ihn am Ende doch wieder überwältigen konnte.

Deshalb versuchte ich, auch Rathbone dazu zu bringen, so eine Rede zu schwingen. »Warum haben Sie dann nicht einfach Ray und seinen Bruder mit dem Gemälde in Sicherheit gebracht?«

»Weil ich erst vor einigen Stunden erfahren habe, dass Sie den Farn in dem Museum gefunden haben. Nachdem ich meine Partner gewarnt hatte, kam uns die Idee, Sie in eine Falle zu locken.«

Nicht gerade besonders logisch. Mir war es aber egal. Ich wies auf die Bruchbude, in der ich stand. »Warum überhaupt dieses Haus als Versteck?«

Rathbone grinste weiterhin. So langsam musste er dabei Muskelkrämpfe bekommen. »Niemand wusste davon, dass dieses Haus überhaupt existiert. Niemand außer William Sterling. Dieser Verrückte hat sich nach seinen Morden – fragen Sie mich nicht, warum er diese Voodoo-Typen umgelegt hat – hier in diesem Wald versteckt und dabei das Haus entdeckt. Dort hat er sich dann einquartiert, bis ihn sein Bruder wieder gebraucht hatte. Nach dem Einbruch in Paris sollten sich die beiden dann darin verstecken, bis Gras über die Sache gewachsen ist. Ausgenommen natürlich die Mona Lisa. Die sollte sowieso in ...«, er blickte auf seine Armbanduhr, »fünf Minuten abgeholt werden.«

»Und was hatte es mit den *sombras* auf sich?«

»Wem?«

So gut schien der gute Rathbone wohl doch nicht infor-

miert zu sein. Wahrscheinlich erhielt er von seinen Auftraggebern nur das nötigste Wissen mitgeteilt.

»Egal«, antwortete ich. »Darf man fragen, für wen Sie eigentlich arbeiten?«

»Darf man.« Der Typ grinste tatsächlich immer noch. Ob er sich während meiner Abwesenheit Botox in die Backen gespritzt hatte? »Aber ich werde es Ihnen nicht verraten. Nur so viel: Sterling ist nicht mein oberster Boss.« Er winkte mit seiner MP. »So, und jetzt werde ich Sie mit ihrem Wissen ins Grab schicken. Kommen Sie langsam auf uns zu und lassen Sie Ihre Waffe fallen!«

Sollte ich versuchen, im Haus Deckung zu suchen, obwohl vier MPs direkt auf mich gerichtet waren? Ich entschied mich dagegen. Vielleicht ergab sich ja noch eine bessere Chance, obwohl sich die wohl nur in der Anzahl der Kugeln, die mich erwischen würden, von der ersten Alternative unterschied. Wenigstens blieb mir die Gewissheit, dass sie wohl nicht mit weiteren Überlebenden rechneten und somit zumindest Tanja Berner aus dem Schneider war.

Langsam schritt ich auf die Verräter zu und ließ dabei meine Desert Eagle fallen.

Einer von Rathbones Männern ging auf mich zu, packte mich am Kragen und stieß mich ins hohe Gras. Ich versuchte mich wieder aufzurichten, doch da erschien Rathbones MP vor meinen Augen.

Im Hintergrund hörte ich das Rattern eines Hubschraubers, das sich schnell näherte.

Der Commander trug weiter sein Botox-Lächeln spazieren. »Es wird mir eine Ehre sein, Sie töten zu dürfen. Viele haben es bereits vor mir versucht, aber nun ist es endlich soweit.« Er legte direkt auf meinen Kopf an. »Nun, Mr. Spi-

der, was soll Sie jetzt noch retten?«

Das fragte ich mich auch, doch während ich langsam meine gedanklichen Memoiren schrieb, erschien plötzlich ein roter Punkt auf Rathbones Brust-Uniform.

Mit meinem linken Zeigefinger wies ich auf den Punkt, um seine Frage zu beantworten.

Ungläubig wanderte Rathbones Blick auf seine Uniform.  
»Was zum ...?«

Im nächsten Moment erklang ein Schuss. Rathbones Brust wurde trotz der kugelsicheren Weste förmlich aufgerissen, während ihn die Wucht des Geschosses nach hinten schleuderte.

Sekunden später traf es auch den ersten seiner Männer. Mitten in die Stirn schlug eine Kugel ein und ließ ihn zusammensacken. Die übrigen beiden schossen ziellos in der Gegend herum, bevor auch sie getroffen wurden. Tot brachen sie zusammen.

Aber wer hatte geschossen und mir damit das Leben gerettet? Tanja Berner konnte es nicht gewesen sein, denn die Schüsse waren aus dem Wald und nicht vom Haus her abgegeben worden.

Ich richtete mich auf und ließ meinen Blick wandern. Niemand war zu sehen. Doch, zwischen zwei abgestorbenen Bäumen sah ich eine schwarze Gestalt hindurch huschen.

Sofort lief ich los und nahm die Verfolgung auf.

»Warten Sie!«, schrie ich dem Schützen hinterher.

Als ich die beiden Bäume erreicht hatte, war von ihm jedoch nichts mehr zu sehen. Keine Spur, keine huschende Gestalt im Wald. Nichts. Der Schütze war und blieb verschwunden. Aber wer war er – oder möglicherweise sie – überhaupt?

Plötzlich stoppte ich. An einem der beiden morschen Baumstämme hing etwas.

Ein Stück Papier war dort mit einem in den Stamm gestochenen Dolch befestigt worden.

Ich zog ihn heraus und nahm den Zettel in die Hand. Eine Nachricht meines Retters?

Viel stand nicht darauf, nur eine Art Ortsangabe.

*TCA Headquarter  
House B  
Room 214*

Ich überlegte, was das zu bedeuten haben könnte. House B? Mir fiel ein, dass ich mich schon immer gefragt hatte, warum die TCA-Zentrale in Manchester mit *House A* beschriftet worden war. Ein *House B* gab es nämlich nicht. Oder etwa doch?

Etwas riss mich aus meinen Gedanken. Das Rattern des Hubschraubers – er war also angekommen.

Ich steckte mir den Zettel in die Hose und lief los. Zunächst machte ich einen Abstecher zum Hauseingang, vorbei an dem toten Rathbone (seine Schutzweste war wohl zu schwach für die Kugel gewesen), und sammelte dort meine Desert Eagle auf. Dann folgte ich dem Krach, den der Hubschrauber veranstaltete.

Endlich sah ich ihn am Himmel kreisen, aber es war schon zu spät. Zwei Gestalten hingen an einer heruntergelassenen Strickleiter und wurden mit ihr in die Lüfte gezogen.

Ich hob meine Desert Eagle an und zielte auf die obere Gestalt. Zweimal drückte ich ab. Aber statt dass der Flücht-

tende zusammenzuckte, traf ich eine hinter ihm fliegende Taube und bereitete den Krokodilen damit ein kleines Festmahl.

Nun war es auch zu spät. Der Hubschrauber flog außer Reichweite.

Die Aktion war also ein Schlag ins Wasser gewesen. Sterling war mit der Mona Lisa entkommen. Aber immerhin hatte ich das schwarze Monchoppie erledigen und einen Verräter enttarnen können.

Dafür waren die Rätsel aber nicht geringer geworden, da musste ich nur an den Zettel denken.

Dennoch, für eine Siegerzigarre reichte das leider nicht. Und selbst wenn, sie hatte wohl bei dem Säureangriff dran glauben müssen ...

\*\*\*

Der Rest der Geschichte war schnell erzählt: Dank der Funkgeräte von Rathbones Männern hatten Tanja und ich einen Rettungshubschrauber rufen können. Jack Kasahara war wirklich ein zäher Bursche und hatte es tatsächlich ins Krankenhaus geschafft.

Nachdem Tanja und ich uns von ihm verabschiedet hatten, waren wir sofort nach Manchester zurückgeflogen, um Dave Logger dort im Krankenhaus zu besuchen. Der war schon wieder zu Scherzen aufgelegt und hatte sich bereits von mir eine Flasche Whisky ins Krankenzimmer schmuggeln lassen.

Auf einen detaillierten Bericht an meinen Chef verzichtete ich vorerst. Zumindest hatte ich ihn im Flugzeug kurz über den Stand der Dinge unterrichtet. Begeistert war er freilich

nicht gewesen, aber damit mussten wir leben.

Zunächst einmal brauchte ich Ruhe und zog mich deshalb in meine Wohnung zurück.

Es war bereits dunkel geworden, und eigentlich suchte ich nur noch den schnellsten Weg ins Bett. Dagegen hatte offenbar jemand etwas, denn plötzlich klingelte das Telefon.

Ich überlegte kurz, ob ich den Apparat einfach aus dem Fenster werfen sollte, entschied mich aber doch dagegen und nahm schließlich den Hörer ab.

»Ja bitte?«

»Spreche ich mit Jimmy Spider?«, erklang eine kratzige Stimme am anderen Ende der Leitung.

»Nein, hier ist das Sekretariat des Weihnachtsmannes. Hinterlassen Sie bitte eine Nachricht, mein Vorgesetzter ist auf Hochzeitsreise mit dem Osterhasen.«

»Sehr witzig, Mr. Spider. Aber jetzt hören Sie genau zu: Ich habe Informationen für Sie, die von außerordentlicher Wichtigkeit sind. Es geht um die Mona Lisa, die *sombras* und alles, was dahinter steckt. Treffen Sie mich in drei Stunden am alten Scottish Cinema. Es wird sich für Sie lohnen.«

Ohne meine Antwort abzuwarten, legte der Anrufer auf ...

\*\*\*

## Jimmy Spider und der Sammler

Wie ein Weg in Richtung Himmel wirkte die breite Treppe hinauf zum Eingang des alten *Scottish Cinema*. Wer allerdings allzu glücklich sein Heil im Weg nach oben suchte, würde recht bald feststellen, dass diese Treppe nichts weiter als eine vermoderte Todesfalle war, die alles verschlang, ob Filmliebhaber oder nicht. Die Erbauer hatten offenbar am Zement gespart, denn die Konstruktion bestand aus einem Gemisch aus Holz und längst verrosteten Eisenteilen.

Seitdem das altehrwürdige Kino vor knapp zwanzig Jahren pleitegegangen war und sich der Besitzer wieder Richtung Schottland abgesetzt hatte, war das Gebäude zu einem wahren Paradies für Obdachlose, Junkies und streunende Tiere geworden. Gemeinhin wurde das Gebäude bereits als *Pennerkino* bezeichnet. Vor einigen Wochen hatte es allerdings eine große Räumungsaktion der Polizei von Manchester gegeben, um das Stadtbild zu verbessern. Am Zustand des Kinos hatte sich allerdings nichts verändert. In der Dunkelheit entwickelte sich dadurch ein gewisser mysteriöser Charme, der mich im Moment aber herzlich wenig interessierte.

Stattdessen erwartete ich den geheimnisvollen Anrufer, der mir Informationen zu meinem letzten Fall, dem Raub der Mona Lisa, zukommen lassen wollte. Ob es derselbe war, der mich vor Commander Rathbone und seiner Verräterbande gerettet hatte, musste sich noch herausstellen, aber dass er überhaupt davon wusste, bewies mir, dass ich nicht irgendeinem Scherz aufgesessen war – oder einem Hausierer, der völlig neue Methoden anwendete, um seine Ware loszuwerden.

Andererseits konnte es sich aber auch um eine Falle meiner Gegner handeln. Deshalb hatte ich kurz mit dem Gedanken gespielt, meine Kollegen von der TCA zu alarmieren. Aber ich wollte meine Informationsquelle nicht durch einen Großeinsatz schwerbewaffneter Agenten verschrecken.

Zumindest meine Desert Eagle hatte ich mitgenommen. Man konnte ja nie wissen ...

Das *Scottish Cinema* lag nicht an einer viel befahrenen Straße, sondern eher in einer verlassen wirkenden Seitengasse. Das war wohl auch der Grund, warum die Bruchbude nicht schon längst in den Kinohimmel geschickt worden war.

Alte Wohnhäuser, einige mehr als fünf Stockwerke hoch, rahmten die schmale Gasse ein. Da ich kein Auto besaß, hatte ich mich auch nicht um einen Parkplatz kümmern müssen, der in dieser Gegend wohl zum völligen Zusammenbruch des nicht vorhandenen Verkehrs geführt hätte.

Wie um mich einer Lüge zu strafen, hörte ich plötzlich etwas von links heranrollen. Als ich mich umdrehte, erkannte ich einen dunklen Wagen, der in Schritttempo auf mich zufuhr. Es handelte sich um eine schwarze Limousine (zumindest ging ich davon aus, dass sie schwarz war; angesichts der Lichtverhältnisse konnte ich zumindest weiß als Farbe sicher ausschließen). Am Steuer war niemand zu sehen, wahrscheinlich waren die Scheiben abgedunkelt. Etwa zehn Meter vor mir blieb der Wagen stehen.

Zunächst einmal tat sich nichts. Erst als ich mich fragte, ob der Fahrer eingeschlafen war, geschah etwas. Kurz darauf hätte ich mich gefreut, es wäre nicht geschehen.

Ein grelles Licht schoss mir entgegen und blendete mich

augenblicklich. Der Fahrer musste die Nebelscheinwerfer eingeschaltet haben.

Ich kniff die Augen zusammen und versuchte, ein paar Schemen zu erkennen. Zumindest mein Gehör funktionierte noch einwandfrei, denn ich bekam mit, dass jemand aus dem Auto ausstieg. Langsam glitt die Gestalt aus dem Fahrzeug, rückte seine Kleidung zurecht und schritt vor seinen Wagen.

Mehr als den Umriss eines Menschen konnte ich allerdings nicht erkennen. Durch das grelle Scheinwerferlicht wurde mein Gegenüber zu einem gesichtslosen Schatten, der allerdings einen Hut trug und etwas größer als ich war.

Sofort wanderten meine Gedanken zu der verkommenen Bahnhofstoilette, in der ich mich vor einiger Zeit mit einem ähnlichen Schattenmann getroffen hatte. Der Kerl war damals nicht ganz ohne mein Einwirken zu einem Häufchen Asche zerfallen. Wollte sich nun das Volk der Schattenmänner an mir rächen? In einer Welt, in der Kobolde Bäume mit magischen Steinen bedienen konnten, war schließlich alles möglich.

»Mister Spider, nehme ich an«, erklang vor mir die raue männliche Stimme meines Gegenübers.

»Das nehme ich auch an. Und mit wem habe ich die Ehre?«

Der Schattenmann machte eine wegwerfende Geste. »Namen sind wie Schall und Rauch. Aber in meinen Kreisen nennt man mich den *Sammler*.«

Wie schön, dachte ich. Wo sollte das noch hinführen? »Was sammeln Sie denn?«, fragte ich ungeniert. »Wenn Sie mir gleich mit der Briefmarkensammlungsnummer kommen, sind Sie aber schiefgewickelt. Ich bevorzuge intimen

Kontakt eher zu Frauen.«

Der Hutträger ignorierte meine letzte Bemerkung geflissentlich. »Sie werden sich sicher fragen, welche Informationen ich Ihnen liefern kann, dass ich Sie mitten in der Nacht in diese verlassene Straße bestellen muss. Nun, um gleich mit der Wahrheit herauszurücken: Ich habe keine. Wie Sie sich vielleicht schon gedacht haben, handelt es sich hierbei um eine simple Falle.«

*Simpel genug, um einen leichtgläubigen Idioten wie mich hineintappen zu lassen*, fügte ich gedanklich hinzu. Aber der Sammler war mit seiner Rede noch nicht fertig.

»Aber keine Sorge, Mr. Spider, ich bin nicht am Auslösen Ihres unbedeutenden Lebens interessiert. Jedenfalls nicht, wenn Sie sich meinen Wünschen entsprechend verhalten.«

Ob das doch noch in Richtung Briefmarkensammlung führte? Bevor ich eine Bemerkung dazu allerdings loswerden konnte, sprach der Sammler weiter.

»Mein besonderes Hobby ist das Sammeln einzigartiger Gegenstände. Unikate, wie etwa den ersten jemals hergestellten Rolls-Royce, den Heiligen Gral, das Bernsteinzimmer oder ...«

»... die Mona Lisa«, unterbrach ich ihn, weil mir ein bestimmter Gedanke gekommen war. Hatte ich es hier mit dem Drahtzieher hinter dem Raub der Mona Lisa zu tun – womöglich auch mit dem Diebstahl des goldenen Kätzchens, des Ordens des Tigers und der Kronjuwelen?

Doch der selbst ernannte Sammler machte mir mit seiner Antwort einen Strich durch meine gedankliche Rechnung. »Da täuschen Sie sich aber gewaltig, Mr. Spider. Damit habe ich nichts zu tun. Im Gegenteil, ich verurteile die Ta-

ten dieser Verbrecher. Insbesondere, weil Sie mir damit die Möglichkeit nehmen, diese Gegenstände in *meinen* Besitz zu bringen. Eines können Sie mir glauben: Ich bin genauso daran interessiert, diese Gangster zu finden, wie Sie. Nur meine Methoden sind vielleicht etwas anders.«

»Und was genau wollen Sie nun von mir?«

»Die Antwort ist einfach: Ihre Desert Eagle!«

Es war selten, dass jemand es schaffte, mich sprachlos werden zu lassen, aber in diesem Fall war es so. Meine Desert Eagle wollte er also. Aber das konnte er vergessen. Die Waffe hatte meinem Vater gehört – nein, nicht meinem leiblichen Vater, der war noch quicklebendig und heutzutage eine Legende innerhalb der TCA, obwohl oder gerade weil er sich aus dem aktiven Dienst mehr oder weniger zurückgezogen hatte, nachdem er mit der Verhaftung von Vijay Brahma Singh (einem wahnsinnig gewordenen indischen Terroristen, der von seinen Landsleuten als Halbgott angesehen wurde und versucht hatte, von einer geheimen Insel aus die Welt unter seine Herrschaft zu stellen; heute saß er in einem eigens für ihn eingerichteten Hochsicherheitsgefängnis irgendwo in Sibirien) einen letzten großen Coup gelandet hatte. Wenn die Desert Eagle seine Waffe gewesen wäre, hätte ich sie dem Sammler mit Freuden abgegeben. Nein, die Desert Eagle hatte dem Lebensgefährten meiner Mutter gehört, der mich wie seinen eigenen Sohn aufgezogen hatte, bis er – und daran dachte ich nur sehr ungern – mit meiner Mutter brutal ermordet worden war. Damals hatte ich mir geschworen, dass ich mit dieser Waffe seinen Mörder zur Strecke bringen würde. Das lag längst hinter mir, aber die Waffe hielt ich noch immer in Ehren. Sie hatte einfach einen enormen ideellen Wert. Deshalb

würde ich sie niemals freiwillig an den Sammler abgeben.

»Vergessen Sie's«, antwortete ich schroff.

Mein Gegenüber hob mitleidig die Schultern. »Das ist wirklich sehr schade. Sie müssen wissen, ich suche schon lange nach diesem Exemplar. Nachdem ich vor einiger Zeit erfahren hatte, dass ihr langjähriger Besitzer verstorben war, hatte ich schon befürchtet, dass dieses Stück für immer verloren war. Aber dann haben Sie den Fehler gemacht, einer nicht vertrauenswürdigen Person gegenüber Ihr kleines Geheimnis auszulaudern.«

Bevor ich fragen konnte, wer das wohl gewesen sein könnte, gab er mir von sich aus die Antwort. »Genauer gesagt war das Hans Schächter, ein Agent des österreichischen Geheimdienstes, der mit der Observation des Projektes ‚Waldsee‘ betraut gewesen war. Dieses Projekt haben Sie netterweise durch Ihr Einschreiten – Sie erinnern sich bestimmt an das Krakenmonster in dem kleinen Tümpel in Deutschland – scheitern lassen. Und da Schächter erhebliche Spielschulden hatte, hat er mir diese Information über ihre Desert Eagle verkaufen wollen. Bezahlt habe ich ihn übrigens mit einer Kugel in den Kopf.«

Gemächlich zog er ein Etui aus seinem Mantel, zog einen kurzen, dicken Stab – vermutlich eine Zigarre – heraus, biss etwas (wohl das Mundstück) ab (welches er sich wieder in die Tasche steckte, sehr hygienisch) und zündete ihn an. Nach einem kurzen Zug nahm er die Zigarre in seine linke Hand und setzte seine Rede fort.

»Wie Sie wissen, ist Ihre Desert Eagle die Erste, die Israel jemals hergestellt hat. Diese Tatsache ist in Form eines Codes unterhalb des Laufs verewigt worden.

Nun, ich habe Ihnen die Möglichkeit gegeben, durch Ihr

Entgegenkommen unbeschadet aus diesem Geschäft auszustei- gen. Aber was ich nicht freiwillig bekomme, hole ich mir eben mit Gewalt.«

Der Sammler ging nach links aus dem Scheinwerferlicht hinaus. Plötzlich erklang ein Schnippen, die Wagentüren öffneten sich und heraus traten vier dunkle Gestalten. Dass sie bewaffnet waren, war mir klar, aber auch, dass ich im Scheinwerferlicht ein hervorragendes Ziel abgab, um innerhalb von Sekunden zum löchrigsten Schweizer Käse der Welt zu werden.

Nun wurde es Zeit, dem Sammler einen Strich durch die Rechnung zu machen. Mit einer fließenden Bewegung zog ich meine Desert Eagle, entsicherte sie und schoss sofort auf den Wagen.

Ein Splittern erklang, dazu die Schreie der dunklen Gestalten, bevor bei ihnen wortwörtlich die Lichter ausgingen. Ich hatte mit zwei gezielten Schüssen die Scheinwerfer zerstört.

Ohne die Reaktion meiner Gegner abzuwarten, rannte ich in Richtung des alten Kinos. Mochte die Treppe auch noch so morsch sein, sie war die einzige Chance, den Häschern des Sammlers zu entkommen.

Am nicht gerade vertrauenerweckenden Geländer entlang hangelte ich mich förmlich dem Eingang des *Scottish Cinema* entgegen. Einige der Holzbalken unter meinen Füßen quietschten derart erbärmlich, dass ich fast Mitleid bekam.

Als ich auf wundersame Weise, ohne eingebrochen zu sein, endlich oben angekommen war, warf ich einen ersten kurzen Blick zurück. Vier dunkle Gestalten waren es, die mir über die Treppe hinterher hetzten. Bevor sie auf den

Gedanken kamen, mich als Zielscheibe zu benutzen, trat ich kurzerhand die Tür des Kinos ein. Dabei hatte ich allerdings nicht bedacht, dass die Tür schon ziemlich morsch und wahrscheinlich nicht zum ersten Mal aufgebrochen worden war. So fiel ich kopfüber durch den Rahmen.

Hinter mir erklang ein wilder Schrei. Wahrscheinlich hatte es einen der Typen (oder Typinnen) auf der Treppe erwischt. Ich kümmerte mich nicht darum, stattdessen rannte ich durch den erstbesten Gang, vorbei am alten Kassenhäuschen.

Seltsamerweise waren dessen Glasscheiben noch völlig intakt, was sich aber in der nächsten Sekunde änderte, als sie durch eine Kugelgarbe zerfetzt wurden. Sofort duckte ich mich. Einige Splitter strichen unsanft über meinen Nacken hinweg, aber das war wohl das geringere Übel.

Ohne genau zu zielen, hob ich meine Waffe an und schoss zweimal durch die zerbrochenen Scheiben hindurch. Danach sprang ich auf und lief weiter. Irgendwie musste ich den Verbund meiner Gegner auflösen, denn gegen gleich vier Schießwütige auf einmal kam selbst ich nur schwerlich an.

Nach ein paar Metern erreichte ich eine weitere Treppe, die hinauf zu den Kinosälen führte. Um Zeit zu sparen, nahm ich gleich mehrere Stufen auf einmal. Auf halbem Wege wandte ich mich kurz um. Im kalten Mondlicht, das durch die wenigen Fenster schien, erkannte ich einen muskulösen Mann in einem schwarzen Anzug (sehr einfallreich), der seine Pistole bereits erhoben hatte. Bevor er richtig auf mich zielen konnte, drückte ich bereits ab.

Zwei meiner Spezialgeschosse rissen seine Brust förmlich auf. Er taumelte noch ein paar Schritte zur Seite, bevor er

schließlich zusammenbrach.

Hinter ihm erschienen zwei weitere Gestalten, Maschinengewehre in den Händen haltend. Deshalb trat ich lieber die Flucht nach vorne an. Den Rest der Treppe hatte ich bereits überwunden, als die erste Kugelgarbe in die Stufen einschlug. Das kümmerte mich allerdings wenig.

Als ich mich in der neuen Etage umblickte, erkannte ich drei Eingänge zu Kinosälen und eine weitere Treppe. Neben den Türen waren Nummern abgebildet: 11, 12 und 13. Intuitiv entschied ich mich für die Unglücksvariante.

Erneut trat ich die Tür ein. Diesmal war sie wirklich abgeschlossen gewesen. Als ich meine ersten Schritte in den Saal machte, wäre ich beinahe auf eine Rattenfamilie getreten. Eine Mutter säugte eine Unzahl an Miniratten und quiekte jämmerlich, als sie meinen Schuh auf mich zukommen sah. Da ich aber kein Unmensch war, wich ich dem Tierknäuel im letzten Moment aus.

Der Saal war wahrscheinlich einer der größeren. Etwa einhundertfünfzig mehr oder weniger vorhandene Sitzplätze warteten auf Besucher, die nie mehr kommen würden. Selbst die Leinwand war noch vorhanden, auch wenn ein nicht gerade in der Rechtschreibung bewanderter Spaßvogel in großen Lettern *I KNOW WAT YU DID LAST SAMMER* darauf gekritzelt hatte.

Ich entschied mich eher für die oberen Reihen. Dort war der Saal besser zu überblicken.

Bevor ich allerdings eine geeignete Deckung finden konnte, erklang hinter mir die Stimme einer meiner Verfolger. »Da ist er!«, rief eine recht jung klingende Frauenstimme.

Gerade noch konnte ich mich in der zweitobersten Reihe in Deckung werfen. Ein ganzer Schwarm Kugeln sirrte

über mich hinweg.

Durch eine Lücke zwischen den Sitzen konnte ich erkennen, wie meine beiden Verfolger langsam die Sitzreihen entlang in meine Richtung schlichen. Innerhalb des Saals war durch die fehlenden Fenster fast nichts zu erkennen, aber durch den durch den Eingang fallenden Mondschein waren zumindest ein Teil der Sitze schemenhaft zu erkennen. Und damit natürlich auch die Gestalten, die an ihnen vorbeischlichen.

Die Beiden wussten offenbar nicht genau, wo ich mich versteckt hielt. Diesen Vorteil nutzte ich eiskalt aus. Wie ein Kastenteufel sprang ich auf und schoss sofort. Eine der Gestalten – der Stimme nach ein Mann – schrie auf und taumelte zurück. Seine Kollegin aber schoss zurück, doch genauso schnell, wie ich aufgesprungen war, lag ich auch schon wieder auf dem mit Teppich bezogenen Boden.

Hastig robbte ich mich durch die Reihe, unter anderem über ein vergammeltes Kondom und eine gefüllte Popcorn-tüte hinweg, aus der fiepend eine Ratte entwich.

Am anderen Ende der Reihe befand sich eine weitere Treppe, über die ich geduckt nach unten schlich.

Meine Verfolgerin hingegen glaubte schon, sie sei die sichere Siegerin und schoss blindlings mit ihrer MP in die Reihe, in der sie mich vermutete. Damit hatte sie einen tödlichen Fehler begangen, denn das Mündungsfeuer bot in der Dunkelheit ein ausgezeichnetes Ziel.

Ich richtete mich auf und schoss sofort mehrmals in ihre Richtung. Die Frau kam gar nicht dazu, aufzuschreien, denn ich hörte, wie sie kurz danach auf den Boden aufschlug.

Vorsichtig sah ich mich um. Von dem zweiten Angreifer

war weder etwas zu sehen noch zu hören. Aber ob ich ihn tatsächlich tödlich erwischt hatte, wusste ich nicht genau.

Ich riskierte es einfach und schlich auf die Position zu, an der ich die von mir niedergeschossene Frau vermutete.

In der Dunkelheit war lediglich der Umriss ihres Körpers zu erkennen. Zuerst blickte ich mich noch einmal um, bevor ich meine Taschenlampe hervorzog und sie anleuchtete.

Schon auf den ersten Blick sah ich, dass sie tot war. Eine Kugel hatte sie mitten in die Stirn getroffen. Aber was ich erst auf den zweiten Blick erkannte, war, dass die Frau noch ein halbes Kind war, Anfang zwanzig, vielleicht noch jünger. Sie hatte blondes langes Haar und ein leicht rundliches, fast noch kindliches Gesicht.

Mir saß schon ein Kloß im Hals, aber andererseits hatte sie mir keine andere Wahl gelassen.

Ich stellte die Leuchte ab und ignorierte die innere Stimme, die mir begann, Vorwürfe zu machen, einfach. So etwas gehörte leider zu meinem Job.

Aber was war mit dem zweiten Schützen? Und wo lauerte der vierte Mann?

Vorsichtig ging ich wieder in Richtung Ausgang. Auf der vorletzten Stufe trat ich auf einen am Boden liegenden Gegenstand. Ich leuchtete ihn an. Es war eine mit Blut besudelte Maschinenpistole. Aber wo war der Besitzer? Dass er sich noch im Kinosaal befand, glaubte ich nicht. Wahrscheinlich wartete er irgendwo draußen auf mich.

Ich stand vor dem Ausgang, aber irgendwie hatte ich das Gefühl, direkt in eine Falle zu laufen. Da kam mir eine Idee. Ich stellte meine Taschenlampe an und warf sie einfach durch den Rahmen. Wenn jemand neben der nicht mehr

vorhandenen Tür stand, würde ihn das wahrscheinlich überraschen und aus der Reserve locken.

Aber nichts tat sich. Das beruhigte mich schon ein wenig.

Mit erhobener Waffe schlich ich aus dem Kinosaal hinaus.

Über mir erklang plötzlich ein Schnaufen. Hastig drehte ich mich um, doch es war bereits zu spät. Der dritte Angreifer hatte es irgendwie geschafft, sich auf den Rahmen der Tür zu stellen und direkt an der Wand auszuharren. Mit einem wilden Schrei und einem Messer mit großer Klinge in der rechten Hand stürzte er sich auf mich.

Beide stürzten wir zu Boden. Durch mein Gewicht prellte er mir die Desert Eagle aus der Hand, aber ich schaffte es auch, seinen Messerarm zu ergreifen. Während ich versuchte, die Klinge von meinem Körper wegzudrücken, riss ich ihn herum, sodass ich auf ihm lag.

Mit einem Seitenblick erkannte ich, dass seine linke Schulter nur eine einzige große Wunde war. Dies wollte ich für mich ausnutzen. Mit meiner linken Hand drückte ich mit Gewalt auf seine Verletzung. Der Mann brüllte schmerzerfüllt auf, riss aber seinen Waffenarm aus meiner Umklammerung und schlug damit zu.

Seine Faust traf mich an der linken Schläfe und ließ mich für einen Augenblick Sterne sehen. Ein weiterer Schlag traf mein Kinn, zum Glück nicht allzu fest, aber immer noch hart genug, um mich auf den Rücken zu werfen.

Die Wirkung des ersten Treffers klang schnell ab, sodass ich nur wenige Sekunden brauchte, um mich aufzurichten. Mein Blick glitt in Richtung Treppe. Dort lag meine Desert Eagle.

Ich sprang ihr förmlich entgegen, doch auch mein Gegner machte den Sprung mit und riss mich aus der Flugbahn.

Dabei hatte er allerdings seinen eigenen Schwung unterschätzt, denn der sorgte dafür, dass wir zusammen die Treppe hinunterstürzten.

Mehrmals überschlugen wir uns, bis es dem Messermann gelang, irgendwie eine Haltestange des Geländers zu ergreifen.

Ohne das Gewicht auf mir kam ich wenige Stufen später ebenfalls zur Ruhe. Bei mir drehte sich noch immer alles, aber was ich sah, reichte völlig aus.

Mein Angreifer erhob sich langsam, richtete sich schließlich auf und grinste. Dann lief er, sein Messer erhoben, direkt auf mich zu, wobei er dabei verdächtig schwankte.

Ich lag mit dem Kopf in Richtung Erdgeschoss auf der Treppe. Als er auf mich zusprang, schaffte ich es irgendwie, meine Beine anzuziehen. Genau in dem Moment, in dem er seine Klinge in meine Brust stoßen wollte, trafen ihn meine Schuhe im Bauchbereich.

Mit letzter Kraft stieß ich seinen relativ schweren Körper über mich hinweg.

Der Mann schrie, bis ich plötzlich ein hässliches Knacken hörte.

Ich richtete mich auf und sah, wie mein Gegner einer Puppe gleich die letzten Stufen hinunter rutschte und schließlich bewegungslos liegen blieb. Ich ahnte schon, was passiert war, und als ich es wankend geschafft hatte, mich ihm zu nähern, erhielt ich die Bestätigung: Der Mann hatte sich das Genick gebrochen.

Einmal atmete ich noch tief durch, bevor ich wieder die Treppe hinaufging und meine Desert Eagle sowie meine Taschenlampe einsammelte. Wegen dieser Pistole hatten bereits mindestens zwei Menschen sterben müssen, aber

ich wollte nicht der nächste sein. Deshalb lief ich die Treppe wieder hinunter und dem Ausgang entgegen. Dabei kam ich an dem Mann vorbei, den ich als Ersten niedergeschossen hatte. Auch er war, wie ich bereits vermutet hatte, tot.

Noch bevor ich die Todes-Treppe erreicht hatte, erklang von draußen das Röhren eines Motors. Die Tür war nicht mehr vorhanden, deshalb gelang mir noch ein Blick auf den dunklen Wagen, der in hohem Tempo davon fuhr. Der Sammler hatte also das Weite gesucht. Vielleicht würde er sich ja jetzt doch auf Briefmarken besinnen.

Die Treppe hinab stieg ich auf dem gleichen Weg wie hinauf. Auf halbem Weg entdeckte ich ein großes Loch zwischen den Stufen. Dort hinein war der vierte Mann gefallen. Offenbar hatte ihm niemand von den Gefahren dieser Treppe erzählt. Er hing in einer unnatürlichen Haltung über dem Boden. Noch unnatürlicher war allerdings das dünne Stahlrohr, das aus seinem Rücken hinauslugte.

Unter ihm lag wohl das Hauptquartier der Rattenarmee von Manchester, denn was da herumwuselte, konnte selbst den Rattenfänger von Hameln schreiend in die Flucht schlagen.

Nachdem ich endlich die letzte Stufe dieser Todesfalle sicher überwunden hatte, ließ ich meinen Blick über die leere Gasse wandern.

Niemand war mehr zu sehen, aber etwas erregte doch meine Aufmerksamkeit. Ein weißes Etwas lag genau dort auf der Straße, wo mir der Sammler gegenübergestanden hatte.

Erneut zog ich meine Taschenlampe hervor und leuchtete die Hinterlassenschaft an.

Es war eine Visitenkarte, auf der ein Bild abgebildet war. Zwei schwarze Schlangen, die ihre Körper um eine Erdkugel gewickelt hatten und es schafften, diese einzudrücken. Ihre Mäuler waren wie zum Hohn triumphierend weit geöffnet. Was das wohl bedeuten mochte?

Einem Gefühl folgend drehte ich die Karte herum. Der Sammler hatte mir auf der Rückseite tatsächlich noch eine Nachricht hinterlassen: *Der Feind meines Feindes ist zwar nicht mein Freund, aber auch nicht mein Feind.*

Eine schöne Pointe, wenn man bedenkt, dass dieser Typ mir gerade vier Killer auf den Hals gehetzt hatte.

Darauf brauchte ich erst einmal eine Zigarre, die ich auf dem Weg nach Hause nachdenklich rauchte.

\*\*\*

## **Jimmy Spider und das Todesmoor**

Es war einer jener schwülen Sommertage, an denen man nicht einmal seinen schlimmsten Feind ohne Ventilator vor die Tür setzte. Die Sonne brannte unerbittlich am gluterleuchteten Himmel, ihre Hitze presste auch die letzte Flüssigkeit aus dem Boden wie aus einem Schwamm, der, nun ja, eben voller Flüssigkeit war.

Durch einen Wald zu wandern brachte dank des dort befindlichen Schattens normalerweise eine gewisse Abkühlung mit sich. Wenn dieser Wald aber nur noch aus knorrigem, vermoderten und mit Moos sowie verschiedenen anderen Pflanzen überwachsenen Bäumen bestand, bei denen man sich sorgen musste, dass diese bei der kleinsten Berührung zu Staub zerfallen könnten, machte das die Sache nur

noch schlimmer.

Leider hatte ich mich zu allem Überfluss dazu entschieden, selbst bei diesem Wetter auf meinen obligatorischen Anzug nicht zu verzichten. Ein Fehler, wie sich jetzt zeigte, denn der Stoff sehnte sich derart nach körperlicher Nähe, dass er mich bereits wie eine zweite, recht feuchte Haut umgab.

Nun, das haben Moore nun mal so an sich, dass sie bei großer Hitzeeinwirkung nicht unbedingt zum Eisschrank der Natur werden. Zumindest hatte ich nicht den Fehler gemacht, bei diesen Temperaturen ein paar Sandalen zum Einsatz zu bringen. Stattdessen schmückten ein paar braune Stiefel meine Füße.

Das bereits erwähnte Moor – und damit auch meine Wenigkeit – befand sich im Süden Frankreichs, genauer gesagt in der Nähe eines Ortes mit dem sinnigen Namen Le Tourbière. Die Dorfbewohner hatten mich nicht gerade mit einer Willkommensparade empfangen (genauer gesagt waren es genau zwei Männer gewesen, sonst hatte sich niemand auf die Straße getraut), waren aber immerhin so freundlich, mir den Weg zum örtlichen Moor zu weisen, dessentwegen ich die weite Reise auf mich genommen hatte.

Ein Moor ist ja an sich nichts Ungewöhnliches und beileibe nichts Bösesartiges. Zumindest solange man nicht in ihm versinkt – oder versenkt wird. Man lebte damit, man akzeptierte es. Ebenso den Tod der lieben Verwandtschaft, insbesondere, wenn sie einem nicht allzu nahe steht. Wenn aber der liebe Onkel, dem man vor knapp fünf Jahren hinterrücks die Gartenschaufel über den Scheitel gezogen und im Moor versenkt hat, um dessen sauer verdiente Rente

einzukassieren, während dieser ohne Wissen des Staates in einem von eben diesem unter Naturschutz gestellten Biotop vor sich hin gammelt, plötzlich wieder auftaucht und an die Haustür seines lieben Neffen klopft, um an dessen saftiges Menschenfleisch zu gelangen, dann war einem das Moor – und die liebe verstorbene Verwandtschaft – doch nicht mehr ganz so geheuer.

Dem Onkel hatte zwar die Flamme einer Kerze die Totenruhe zurückgebracht, aber ob damit der Schrecken aus dem Moor sein Ende gefunden hatte, vermochte niemand zu sagen. So ein Fall rief natürlich die TCA auf den Plan, beziehungsweise der französische Geheimdienst setzte meinen Arbeitgeber auf diesen. Man konnte ja schließlich nicht wissen, wie viele nette Nachbarn ihre Verwandten, Freunde, Feinde oder Haustiere noch in dem ach so friedlichen Moor versenkt oder wie viele harmlose Pilzsammler in den Untiefen des Gewässers ihr Ende gefunden hatten.

Zumindest war mir weder der eine noch der andere Fall bisher über den Weg gelaufen, aber das konnte sich ja noch ändern.

Als Waffen trug ich wie üblich meine Desert Eagle, dazu einen Mini-Flammenwerfer und eine Machete. Man musste schließlich für alles gerüstet sein, sollten sich die Untoten – falls es denn welche waren – als widerstandsfähiger als in der Fachliteratur oder einschlägig bekannten Filmen beschrieben erweisen. Mit dieser Sorte hatte ich noch nicht allzu viel Erfahrung gemacht. Eigentlich war dafür auch die Dämonenjäger-Abteilung der TCA verantwortlich, aber die befand sich gerade auf einem Betriebsausflug in Transsilvanien.

Das erste lebende Wesen, das mir an diesem Tag im Moor

begegnete, war ein Uhu, der mit großen Augen aus seinem Bau innerhalb eines Baumstumpfes lugte. Ein Zombie-Uhu war es augenscheinlich nicht, denn trotz meines recht lebendigen Körpers, der sich knapp vier Meter vor ihm aufbaute, machte er keinerlei Anstalten, mir das Fleisch von den Knochen zu ziehen. Stattdessen verzog er sich wieder in den Innenbereich seiner Behausung.

Die Hitze drückte weiter auf mein Gemüt, der Anzug auf meine Haut, die Waffen auf meinen Anzug, eine verweste Hand auf meinen linken Stiefel und meine Stiefel in den feuchten Morast, sodass ich wohl einen Teil meiner Seele verkauft hätte, wenn mir in diesem Augenblick der Teufel erschienen wäre und mir einen Ventilator angeboten hätte.

Aber Moment – was war noch mal mit meinem linken Stiefel? Ich blickte an mir herab und entdeckte eine uralte, teils nicht einmal mehr von Haut überdeckte Hand, die versuchte, meinen Fußknöchel zu umschlingen.

Ich hob mein linkes Bein an, aber statt dass sich die Klaue von meinem Stiefel löste, zog ich ihren Besitzer nur noch weiter aus der feuchten Erde hervor. Das sollte mir auch recht sein, so konnte ich zumindest meinen Angreifer etwas eingehender begutachten.

Mit beiden Händen griff ich nach einem nahegelegenen dünnen Baumstamm, um mich daran festzuhalten, während ich mein rechtes Bein in der Erde verankerte und mit aller Kraft meinen linken Fuß an mich heranzog.

Nach kurzer Zeit trat auch der restliche Körper ans Tageslicht. Ein vor Schlamm triefendes, ausgemergeltes Unge-  
tüm, das nur noch entfernt etwas mit einem Menschen zu tun hatte. So in etwa stellten sich wohl viele die leibhaftige Kate Moss vor. Außer dass diese Dame noch recht lebendig

war, was man von dem Monster vor mir nicht unbedingt behaupten konnte. Denn wer offensichtlich einige Dekaden im Moor verbracht hat, den konnte man durchaus als tot bezeichnen. Oder untot, wie in diesem Fall.

Die Moorleiche ließ nun endlich von meinem linken Fuß ab und traf Anstalten, sich langsam aufzurichten. Offensichtlich gab es innerhalb des Moors kein ausgiebiges Yoga-Angebot, sodass sich die ersten Stehversuche meines Gegenübers als ziemlich un gelenk erwiesen.

Doch irgendwie schaffte er es dennoch, auf die Beine zu kommen. Nun konnte ich den Untoten etwas genauer begutachten. Neben seinen bereits erwähnten körperlichen Defizite fiel mir an ihm noch auf, dass einige vermoderte Kleidungsreste an ihm hingen. Aus welcher Epoche sie stammten, war nicht festzustellen.

Die Augen des Untoten waren dagegen noch vollständig vorhanden und starrten mich ziemlich direkt an.

Plötzlich hob der Zombie seine Arme an und warf sich mir entgegen. Auf so viel Zuneigung war ich nicht erpicht, weshalb ich einen kurzen Sprung zurück machte.

Damit hatte der Untote nicht gerechnet. Mit einem saftigen Klatschen landete er bäuchlings wieder auf der Erde.

Das gab mir die Zeit, meine Desert Eagle zu ziehen und zu entsichern. Nun würde sich zeigen, ob das alte Film- und Fernsehgesetz, nachdem ein Schuss in den Kopf dem Zombie ein schnelles Ende bereitet, den Tatsachen entsprach.

Inzwischen kroch der Untote auf allen vieren auf mich zu. Bevor er wieder Anstalten treffen konnte, sich aufzurichten, drückte ich zwei Mal ab.

Die Kugeln hieben knapp über der Stirn in den hässlichen

Schädel. Der Untote schüttelte sich und zuckte mit seinem Kopf hin und her, als hätte ihn eine Zecke gebissen. Mehr passierte allerdings nicht. Nach einer kurzen Verschnaufpause drückte er sich langsam wieder empor, wobei er einen Baumstamm als Stütze nutzte.

Nun gut, die Kugeln waren also wirkungslos geblieben. Deshalb steckte ich die Desert Eagle weg und zog die Machete aus der an meiner Hose befestigten Scheide.

Der Untote hatte sich wieder einigermaßen gefangen, wankte aber dennoch eher plump in meine Richtung. Das gab mir die Möglichkeit, sehr genau zu zielen.

Mit beiden Händen umfasste ich den Griff der Machete und schlug von links nach rechts zu. Der Kopf machte diese Bewegung mit, fiel der Schlagrichtung entsprechend vom Hals ab und kullerte noch einige Meter weiter.

Der Torso blieb zunächst wie konsterniert stehen, kippte aber schließlich nach vorne und blieb bewegungslos liegen.

Dieser untote Geselle war also erledigt. Aber wie viele mochten noch auf mich warten?

Wie um meine gedankliche Frage zu beantworten, knackte es plötzlich um mich herum. Als ich meinen Blick nach rechts wendete, sah ich die Bescherung. Etwa zehn Meter entfernt wankten zwei weitere Moorleichen auf mich zu.

Auch aus der entgegengesetzten Richtung erklangen Schrittgeräusche. Ein dritter Untoter hatte sich aufgemacht, sich an meinem saftigen Fleisch gütlich zu tun. Aber dieses Festmahl würde ich ihm kräftig versalzen (natürlich hatte ich nicht wirklich vor, mich vor der Zerlegung meiner selbst mit Salz zu überstreuen).

Mit erhobener Machete lief ich auf die beiden von rechts kommenden Untoten zu. Der Linke der beiden konnte es

offenbar gar nicht mehr abwarten, an mein Fleisch zu kommen, denn er riss bereits sein verwestetes Maul auf. Die darin befindlichen Zähne hätten dringend ein intensives Sanierungsprogramm gebraucht, aber darum würde das Monster sich nicht mehr kümmern müssen.

Ein kräftiger Schlag reichte aus, und der Kopf des Untoten segelte dem Moorboden entgegen. Der Körper kippte zur Seite weg, traf seinen Leidensgenossen und brachte ihn etwas aus dem Tritt.

Schon holte ich ein zweites Mal mit meiner Machete aus – und schlug blindlings in eine weiche Masse. Sofort drehte ich mich herum. Der zweite Zombie hatte sich heimlich an mich herangeschlichen. Mit einer Geschmeidigkeit, die ich ihm nicht zugetraut hätte, ballte er seine rechte Hand zur Faust und schlug nach meinem Gesicht.

Geistesgegenwärtig duckte ich mich. Die Faust sauste über meinen Kopf hinweg und landete mit einem saftigen Platschen im aufgerissenen Mund des zweiten Untoten.

Nun hingen die beiden lebenden Leichen zusammen, denn der Schläger bekam seine Faust nicht mehr aus dem Maul heraus. Das gab mir die Gelegenheit, ihnen den Rest zu geben.

Ich konnte allerdings dem Bedürfnis nicht widerstehen, dem Untoten, der mein Gesicht zerschlagen wollte, zunächst den ausgestreckten Arm abzuschlagen. Der nun einarmige Zombie blickte ziemlich verdutzt auf den Armstumpf, aber nur für einen Moment, denn da hatte ich schon seinen Kopf vom Hals geschlagen.

Im Maul des zweiten Untoten hing noch immer der Arm seines verblichenen Artgenossen, aber das hinderte mich nicht daran, auch ihm den Kopf abzuschlagen. Schädel und

Faust fielen gemeinsam zu Boden, während ich dem Torso einen Tritt gab, der ihn zu Boden stieß.

Hatte ich damit die untote Brut erledigt? Oder warteten weitere Moorleichen darauf, über mich herzufallen? Und warum tauchten sie überhaupt auf?

Zunächst einmal war aber kein weiterer Zombie in Sichtweite. Ich atmete tief durch und versuchte, die Geräusche der Natur in mich aufzunehmen. Allerdings bot sich da nichts an. Es herrschte eine absolute Stille, als würde der Wald den Atem anhalten. Nichts rührte sich. Wirklich nichts?

Doch, da war etwas. Ein leises Rascheln, als würde eine Schlange über den Boden gleiten. Ich versuchte, den Ursprung dieses Geräusches ausfindig zu machen.

Das Rascheln näherte sich. Von vorne nicht, von links auch nicht, von rechts ebenso wenig – aber von hinten. Die Erkenntnis kam leider etwas spät, denn schon wickelte sich etwas Weiches, aber dennoch Unnachgiebiges um mein rechtes Bein.

Ich blickte an mir herab – und entdeckte, dass es sich nicht um eine Schlange, sondern um eine Wurzel handelte. Immer fester schlang sie sich um mein Bein.

Ich nahm die Machete in die rechte Hand und schwang sie dem Wurzelstrang entgegen, der sich in meinem Rücken über den Boden geschlängelt hatte. Wie ein Messer in warme Butter drang die Machete durch die Wurzel und kappte den Strang von meinem Bein ab.

Der Wurzelstumpf zuckte wild umher, während die Spitze langsam von meinem Bein abfiel.

Doch zum Ausruhen blieb keine Zeit, denn schon näherte sich von rechts eine zweite, wesentlich dickere Wurzel. Ich

holte erneut zum Schlag aus – und plötzlich konnte ich meinen Arm nicht mehr bewegen. Als ich zu ihm hochschaute, erblickte ich den Ast eines Baumes, der sich geschmeidig um meinen Unterarm gewickelt hatte und immer fester zudrückte, sodass ich die Machete fallen lassen musste.

*Die Rache der Natur*, dachte ich. Aber warum?

Die dicke Wurzel hatte meine Überraschung genutzt und wickelte sich rasend schnell um meine Hüfte. Weitere Äste erschienen, fesselten meinem linken Arm. Zwei Wurzeln griffen nach meinen Beinen und umschlangen sie.

Damit war ich gefangen. Und was nun? Würde man mich vierteilen, wie man es im Mittelalter gerne bei Hexen und anderen ungeliebten Mitmenschen gemacht hatte? Oder würde ein kleines grünes Männchen erscheinen, um an mir ein paar Doktorspiele durchzuführen?

Im nächsten Moment erfuhr ich es. Der Moorboden vor mir wölbte sich, platzte auf, und es schob sich eine grauenvolle Kreatur hervor. Sie besaß menschliche Proportionen, war aber mindestens zweieinhalb Meter groß und über und über mit Wurzeln, abgestorbenen Pflanzen und Schlamm bedeckt. Die Augen des Monsters waren weit aufgerissen und leuchteten in einem dunklen Rot.

Um aus solchen Situationen wie dieser herauszukommen, half es oft, ein wenig Konversation zu betreiben. »Hi, wie geht's so?«, rief ich dem Monster zu. Zugegeben, nicht besonders einfallsreich, aber immer noch besser, als wortlos in die ewigen Jagdgründe einzugehen.

»Sehr gut«, antwortete die riesenhafte Kreatur mit äußerst tiefer Stimme. »Und wie hängt es sich so?«

Offensichtlich hatte ich es mit einem monströsen Witz-

bold zu tun. Aber gut, ich war nicht in der Situation, um Ansprüche an das Niveau unserer Konversation zu stellen. So gab ich nur ein »Bestens!« von mir.

Um mich herum wuselten plötzlich Dutzende kleine Pflanzenstränge. Sie drangen in meine Kleidung ein, strichen über meine Haut und gruben sich sogar in die Taschen meines Jacketts.

Auf dem Gesicht (oder wohl eher der Fratze) des Monsters erschien so etwas wie ein Lächeln. »Du fragst dich sicher, was das alles zu bedeuten hat und wer zum Teufel ich bin.«

»Das ist wohl ziemlich offensichtlich«, sagte ich mühevoll, während ich ein Kichern unterdrücken musste, da die Pflanzenstränge über einige empfindliche Hautstellen hinweg wuselten.

»Nun, ich will mal nicht so sein. Immerhin sind wir ja unter uns, und du wirst dieses Gespräch sowieso nicht überleben ...«

Da war sie wieder, die außerordentliche Geschwätzigkeit arroganter Bösewichter. Mir sollte es recht sein.

Das Monster vor mir deutete eine gespielte Verbeugung an, was bei seinen Körperproportionen reichlich bizarr wirkte. »Um mich zunächst einmal vorzustellen: Mein Name ist Sir Albert Northingale, Chefmagier im Dienste Ihrer Majestät, Königin Victoria. Wie du vielleicht schon erkannt hast, liegt die Ausübung meines Berufes schon einige Jahre zurück.«

Das war kaum zu übersehen. Aber eine weitergehende Bemerkung verkniff ich mir.

»Als Magier hat man so einige Vorteile – man lebt ewig, kann Tote zum Leben erwecken und verfügt über viele

weitere gewinnbringende Fähigkeiten, wie zum Beispiel die Gabe, normale Menschen zu beeinflussen. Diese Gunst nutzte ich einst aus, um meine geliebte Königin ein wenig in meinem Sinne zu dirigieren. Mit Schwarzer Magie ist eben vieles möglich.

Leider blieben meine Handlungen nicht unentdeckt. Ein alter Feind von mir, ebenfalls ein Magier, entdeckte meine Machenschaft und löste die Beeinflussung. Das konnte ich natürlich nicht auf mir sitzen lassen. Meine Rache sollte furchtbar sein. Mein Gegner hatte sich bis in diesen kleinen Ort zurückgezogen, aus Furcht, wie ich vermutete. Aber ich irrte mich. Der andere Magier hatte mich in eine Falle gelockt. Er überwand meine Magie, aber da nach unseren ehernen und uralten Gesetzen kein Magier einen anderen Magier töten durfte, vernichtete er mich nicht und verfluchte mich stattdessen, für hundertfünfzig Jahre im Schlamm dieses Moores zu verrotten. Aber nun, da meine Kräfte wieder erstarkt sind, bin ich zurückgekehrt aus dem Untiefen dieses unwirtlichen Ortes. Und mit mir all die Leichen, die im Laufe der Jahrhunderte in diesem Moor versenkt worden sind. Meine Magie hat sie wieder zum Leben erweckt und ... oh, was haben wir denn da?«

Einer der dünnen Pflanzenstränge zog etwas aus meinem Jackett hervor - mein Zigarrenetui.

»Ist das etwa das, wofür ich es halte?«, murmelte das Monster.

»Darf ich Ihnen vielleicht eine Zigarre anbieten?«, antwortete ich wenig erfreut.

»Das Angebot ehrt mich.« So etwas wie ein Lächeln erschien auf der vermoderten Fratze meines Gegenübers.  
»Aber ich hätte mich sowieso selbst bedient.«

Zwei kleine Halme öffneten das Etui, ein dritter unwickelte eine meiner geliebten Zigarren, zog sie hervor, dem Maul des Ungetüms entgegen.

»Sehr schön«, gab der verfaulte Magier zu. »Die Zigarre war schon zu meiner Zeit eine Besonderheit, die nur wahre Genießer zu schätzen wussten. Ich hoffe doch, du hast auch ein paar Streichhölzer.«

Ich hatte Mühe, ein feistes Grinsen zu unterdrücken. Denn dank der Bemerkung des Monsters war mir eine brillante Idee gekommen, diese ungemütliche Situation zu meinen Gunsten zu wenden.

»Nein«, antwortete ich, sehr zum Missfallen des Magiers, relativierte aber kurz darauf meine Aussage. »In dieser Zeit benutzen wir keine Streichhölzer mehr. Die Technik hat sie längst überholt. Stattdessen nehmen wir nun etwas, das sich Feuerzeug nennt.«

»So?«

»Ganz genau. Wenn Sie mich in meine Jackentasche greifen lassen würden, könnte ich es hervorholen und Sie in den Genuss dieses kubanischen Spitzenproduktes kommen lassen.«

Im Hirn der Kreatur (falls innerhalb dieses hässlichen Schädels überhaupt noch mehr wie eine brackige Brühe vorhanden war) schien es zu rattern, bis sie mir schließlich zunickte. Die Pflanzenstränge an meinen Armen lösten sich.

Zunächst einmal rieb ich meine Handgelenke, um die Durchblutung anzuregen. Dabei bemerkte ich, dass sich meine Umgebung verändert hatte. Nicht insoweit, dass sich das verkommene Moor in den Strand von Maui verwandelt hatte. Nein, stattdessen hatten sich einige Zuschauer einge-

funden. Mindestens ein Dutzend Untote glotzten mich mit stumpfen Blicken an. Offenbar war ich als Gratisbüffet gedacht.

Ein Ast tippte mich an. »Nicht einschlafen«, gab mir das Monster zu verstehen.

»Ja ja, schon gut.« In aller Seelenruhe griff ich an meinen Rücken und zog den Mini-Flammenwerfer aus seiner Halterung. Auf den ersten Blick erinnerte das rot schimmernde Gerät an einen Föhn mit zu klein geratener Öffnung.

»Hier ist die moderne Variante des Streichholzes – das Feuerzeug.«

»Und das funktioniert?«, fragte der alte Magier überrascht.

»Sicher.«

»Also gut.«

Einer der Halme schob dem Monster die Zigarre in den Mund, während ich mit meiner rechten Hand den Flammenwerfer/das Feuerzeug in Stellung brachte. Mein Zeigefinger legte sich auf den Abzug (direkt unterhalb des Gebläses).

»Na dann – wohl bekomm's«, sagte ich noch, bevor ich zudrückte.

Eine gewaltige Stichflamme, die man diesem Gerät gar nicht zugetraut hätte, schoss aus dem Flammenwerfer hervor und traf mit voller Wucht das Gesicht des Monsters.

Der alte Magier schrie schmerzerfüllt auf.

Ich ließ die Flammen weiter hervorschießen und schwenkte dabei den ‚Föhn‘, damit auch der Rest des Körpers etwas von dem Feuer abbekam.

Schließlich brannte das Monster lichterloh. Die rot leuchtenden Augen flackerten wild, konnten aber das Ende der

Kreatur nicht verhindern. Die Trockenheit des Moores sorgte dafür, dass der Magier in einem wahren Feuerball zugrunde ging.

Als Erstes brach der linke Arm ab, danach der rechte.

Ein lang gezogenes Neiiiiinnnnnn drang mir aus dem weit geöffneten Maul entgegen, während das rote Licht der Augen erlosch und das Ungetüm in sich zusammenbrach.

Die Reste konnte man noch gut als Lagerfeuer benutzen – zu schade, dass ich keine Marshmallows dabei hatte.

Um mich herum knackte und krachte es. Auch die Untoten brachen zusammen. Nur die Kraft des alten Magiers hatten sie am Leben erhalten.

Die Fesseln um meine Beine hatten sich längst gelöst. So ging ich auf den lodernden Morasthaufen zu, der einmal ein mächtiger Magier gewesen war. Aus den Resten lugte noch die verkohlte Zigarre hervor. »Was für eine Verschwendung«, murmelte ich. Dann hob ich das unversehrte Etui auf und zog mir ein weiteres Exemplar seines Inhaltes hervor. Ich steckte sie mir in den Mund, hob das Feuerzeug an und ... Moment, das war ja gar kein Feuerzeug. Vor Schreck ließ ich den Mini-Flammenwerfer fallen.

Ich schob die Zigarre wieder zurück in ihr Etui. Die Lust darauf war mir gerade gründlich vergangen ...

\*\*\*

## Jimmy Spider und der Horror-Zug

Eine Zugfahrt ist für mich immer etwas Eigenartiges. Zwar kann man sich gemütlich zurücklehnen und den Dingen seinen Lauf lassen. Andererseits bringt es mein Job aber mit sich, mit der Zeit bei solchen Fahrten etwas paranoid zu werden. Was hatte man nicht schon alles Grausiges über diese fahrenden Ungeheuer gehört? Höllenzüge, Horrorzüge, Mörderzüge, Zugmörder, Horrorzüge, Geisterzüge, Terrorzüge, Todeszüge, Horrorzüge und weitere schauerliche Begriffe schossen mir da durch den Kopf. Nicht zu vergessen: Horrorzüge. Zwar war ich bisher noch nicht an einen in die Unterwelt rauschenden Geisterzug geraten oder in eine von Terroristen initiierte Zugentführung, deren Ziel es ist, die Welt mittels eines laserverschießenden Satelliten in die Knie zu zwingen, aber das konnte ja noch werden.

Manchmal kommt man aber nicht umhin, sich doch seiner Paranoia zu stellen und den öffentlichen Verkehrsmitteln im direkten Duell gegenüberzustehen.

Da ich kein eigenes Auto besaß und der Dienstwagen nur zu dienstlichen Zwecken eingesetzt werden durfte (und Glenrothes leider keinen Flughafen sein Eigen nannte), musste ich also auf den guten alten Zug zurückgreifen. Ein lieber Verwandter, mein Großonkel Montgomery Spider, von dem ich bis zu seiner Todesnachricht übrigens noch nie im Leben etwas gehört hatte (wahrscheinlich auch, weil ich mit der Familie meines leiblichen Vaters wenig bis gar nichts am Hut hatte), war bei einem bedauerlichen Unfall, bei dem eine Flasche Whisky und eine Wendeltreppe nicht unwesentliche Rollen gespielt hatten, dahingeschieden.

Jedenfalls war ich zu der Beerdigung eingeladen worden, und da sich mein Vater glücklicherweise weit weg befand (gerüchteweise hielt er sich in Indien auf, um dabei zu helfen, nach flüchtigen Helfern von Vijay Brahma Singh, seinem letzten großen Coup, zu fahnden), sprach eigentlich nichts dagegen, dort auch mal vorbeizuschauen. Nicht, dass ich wirklich um meinen Großonkel trauern wollte oder musste, aber ein wenig interessierte mich schon, wie so meine weitere Verwandtschaft aussah. Denn außer meiner Ex-Frau und meiner Tochter, die ich so gut wie nie sah, war mit Ausnahme meines mehr oder weniger verschiedenen Urahnen Geoffrey McShady von meinem Standpunkt aus keine Familie vorhanden.

Um zu verhindern, dass ich mich einer Whiskyorgie hingeben musste (in Glenrothes, so hatte ich gelesen, schien es außer diesem hochprozentigen Getränk keine weitere flüssige Nahrung zu geben), hatte ich mir vorsorglich noch meinen Einsatzkoffer, der gut und gerne auch als Reisegepäck durchgehen konnte, mitsamt der darin enthaltenen Wodkaflasche mitgenommen.

Ich befand mich beinahe allein in meinem Abteil. Nur eine attraktive blondhaarige Frau und ein etwas zerlumpter älterer Herr waren mir bisher aufgefallen. Letzterer sandte einen Geruch aus, als hätte er die letzten zwei Wochen neben einer toten Katze geschlafen.

Es war mittlerweile kurz vor Mitternacht. Wenn ich einen Blick nach draußen warf, bekam ich nur eine undurchdringliche Schwärze zu sehen, selten unterbrochen von ein paar Signalleuchten. Die Lichter entfernter Dörfer waren nicht erkennbar. Es schien, als wäre der Zug eine Welt für sich und alles außerhalb der Kabinen weit entfernt.

In meinem Job kam es selten vor, dass man sich einfach zurücklehnen und seine Gedanken auf Reisen schicken konnte. In diesem Fall war es mir möglich und so ließ ich meine letzten Erlebnisse Revue passieren: Untote Magier, rächende Magier, uralte Magier und verschiedene weitere Magier-Variationen kamen mir da in den Sinn. Daneben natürlich mysteriöse Sammler, codierte Briefe und das geheimnisvolle *House B* der TCA.

Meine Gedankengänge wurden jäh unterbrochen, als vom Eingang des Waggons ein Geräusch erklang. Jemand hatte die Tür geöffnet. Neugierig lugte ich über einige Sitze hinweg, konnte aber außer dem blonden Haarschopf meiner Mitfahrerin nichts erkennen.

»Fahrkarten, bitte!«, erklang es aus dem Mittelgang.

Das Gesetz schläft nie, dachte ich mir. Aber scheinbar war es in diesem Fall unsichtbar, denn von einem Schaffner bekam ich nichts zu sehen, obwohl ich mich aufgerichtet hatte.

Da ich nichts sah, versuchte ich mich auf mein Gehör zu konzentrieren. Und tatsächlich, ein leises Tapsen drang an meine Ohren. Als wäre ein Hund auf leisen Sohlen unterwegs in den Speisewaggon.

Beschäftigte die Zuggesellschaft neuerdings etwa auch Hunde als Schaffner? Nun gut, von Geldsorgen hörte man ja immer wieder, aber das Risiko, dass die Fellknäuel die Fahrkarten nicht nur kontrollierten, sondern gleich verspeisten, erschien mir für eine Vollzeitbeschäftigung doch zu hoch.

Plötzlich schrie jemand heftig auf. Es war die blonde Frau, die einige Reihen vor mir saß. Entweder hatte sie gerade gemerkt, dass sie gar keinen Fahrschein besaß, oder

sie hatte eine schreckliche Entdeckung gemacht. Ich tippte eher auf Letzteres.

Sofort sprang ich auf, lief in den Gang hinein – und entdeckte den Schaffner (oder zumindest etwas, das entfernt nach einem Schaffner aussah). Offensichtlich beschäftigte die Zuggesellschaft doch keine sprechenden Hunde. Dafür aber alte Bekannte von mir: Kobolde!

Schon zwei Mal waren mir in Schottland diese unfreundlichen Gesellen begegnet. Beim ersten Aufeinandertreffen wäre ich beinahe von einem eher klischeehaften, weil reimenden und einen Topf voll Gold am Ende eines Regenbogens bewachenden Vertreter dieser Gattung ins Jenseits befördert worden. Einige Zeit später hatte in der Nähe von Glasgow ein weiterer Kobold versucht, seinen Artgenossen zu rächen, was für ihn allerdings ein explosives Ende genommen hatte.

Und nun stand ich wieder vor einer dieser Gestalten. Dies erkannte ich jedoch nur an der Größe und der runzligen, rot-braunen Haut, denn der Kobold trug die Miniaturausführung einer altertümlichen Schaffneruniform, sogar samt Hut. Zusätzlich hatte er eine übergroße Sonnenbrille über seine Augen gezogen.

»Mr Spider, nehme ich an?«, fragte mich der kleine Wicht in einer Tonlage, die genauso gut auch zu Rumpelstilzchen aus Grimms Märchen gepasst hätte.

Offensichtlich war ich mittlerweile in Koboldkreisen zu einer kleinen Berühmtheit aufgestiegen, wobei ich mir nicht sicher war, ob ich das eher als Ehre oder als Fluch betrachten sollte. Wie auch immer, ich antwortete ihm in aller Freundlichkeit. »Sehr richtig. Und mit wem habe ich die Ehre?«

Er kicherte zunächst nur, dann aber brachte er doch noch ein paar Worte hervor. »Man nennt mich Afifi.« Offensichtlich erwartete er ein brüllendes Lachen meinerseits, doch er erntete nur betretenes Schweigen. Stattdessen gab er sich doch die Blöße und sprach nach einem kurzen Moment der Ruhe weiter. »Nun ist der Moment der Rache gekommen. Zwei von uns hast du bereits ermordet und darauf steht keine andere Strafe als der Tod. Dieser Zug ist in unserer Gewalt. Wenn du dich freiwillig ergibst, wird niemandem etwas passieren.«

»Außer mir, nehme ich an.«

Damit hatte ich den Kobold wohl aus dem Konzept gebracht. »Ähm, ja ...«, stammelte er. »Natürlich, außer dir.«

Das waren ja tolle Aussichten, die sich da plötzlich ergeben hatten. Ein normaler selbstloser Bürger würde an meiner Stelle sich vielleicht in sein Schicksal ergeben. Aber ich war schon mit weit größeren Gefahren fertig geworden, als einem Zug voller Kobolde. Blutrünstige Monchoppies, irre Serienkiller, riesige Seemonster und eine Bande schießwütiger Wildwest-Banditen standen da ganz oben auf meiner Liste. Und außerdem, wer konnte sich schon auf das Wort eines Kobolds verlassen? Vielleicht würde die Bande nach meinem (mutmaßlich äußerst schmerzhaften) Tod trotzdem über die Insassen des Zuges herfallen. Obwohl mir bei dem nach toten Katzen duftenden Kerl ernste Zweifel kamen, ob sich die grünen Gestalten wirklich für diese Geschmacksrichtung interessierten.

»Und, wie hast du dich entschieden?«, fragte Afifi grinsend.

Ich gab ihm die Antwort auf meine Weise. Mit einer routinierten Bewegung zog ich meine Desert Eagle aus mei-

nem Jackett hervor. Doch noch bevor ich auf ihn anlegen konnte, sprang mir der Kobold mit einem wilden Schrei entgegen. Dabei zog er blitzschnell ein kleines aber feines Messer.

Ebenso blitzschnell packte ich mit meiner freien linken Hand die Kreatur an ihrer Uniform und schleuderte sie über mich hinweg. Mit dem Kopf voraus prallte sie auf den Boden und richtete sich leicht benommen auf.

Die Zeit nutzte ich, um meine Waffe zu entsichern.

Der Kobold knurrte wütend und stürzte sich mir wieder entgegen. Doch diesmal hielt ich ihm meine Desert Eagle entgegen und schoss. Das Spezialprojektil fuhr ihm direkt in die Stirn.

Der kleine Wicht stolperte mir noch einige Schritte entgegen, brach dann aber, ohne ein weiteres Wort von sich zu geben, zusammen.

Nach wenigen Sekunden begann das Wesen sich aufzulösen. Der Inhalt der Uniform dünnte zunächst aus, doch plötzlich wurde auch die Kleidung selbst zerstört. Der verichtete Körper des Kobolds wirkte in seinem flüssigen Stadium wie eine Säure. Das Gebräu brannte sich förmlich durch den Boden des Waggon, bis nur noch eine ovale Öffnung zu sehen war, durch die man auf oder besser gesagt zwischen die Gleise blicken konnte. Zum Glück breitete sich das Loch aber nicht weiter aus.

»Was ... was war ... denn das?«, stammelte die Frau, die von ihrem Platz den gesamten Vorgang mit angesehen hatte.

»Ein Kobold.«

Nun mischte sich auch der Tote-Katzen-Freund ein. »Hihi, kleine grüne Männchen in meinem Zug. Dass ich

das noch erleben darf. Dabei hab ich noch gar keine zwei Flaschen heute getrunken«, nuschelte er vor sich hin. Offensichtlich hatte er schon vor dem Einsteigen eine längere Unterhaltung mit seinem Vetter Al Cohol gehabt.

Ich reagierte gar nicht auf seine Ursachen-Deutung und wandte mich wieder der Frau zu, die offensichtlich unter Schock stand – ob nun durch meine Erscheinung oder die Vernichtung des Kobolds, ließ ich mal dahingestellt. »Beruhigen Sie sich, Miss! Es ist alles in Ordnung.«

Damit konnte sie sich wohl nicht so ganz abfinden. »A ... a ... aber d ... der Schaffner, der hat sich ver...verflüssigt.« Nach dieser tief greifenden Feststellung gab sie noch ein kurzes Kichern ab, das aber wohl eher von ihrem Schrecken als der Belustigung durch die letzten Ereignisse stammte.

Irgendwie musste ich die Frau wieder beruhigen und da fiel mir nur eine Möglichkeit ein: mein Wodka! Nicht, dass ich mein Lieblingsgetränk gerne wildfremden Menschen andrehe (zum Beispiel sicher nicht Mister Ich-hab-kleine-grüne-Männchen-gesehen, damit er seine Tagesration doch noch erreicht), aber in diesem Fall erschien es mir als die einzige Lösung.

Ich öffnete meinen Einsatzkoffer, zog die Flasche hervor und reichte sie der blondhaarigen Frau. »Hier, trinken Sie!«

Zögernd griff sie zu. »Das ... das ist doch nicht etwa Wodka, oder?«

»Nein, russisches Felsquellwasser. Und nun trinken Sie, es wird Ihnen gut tun!«

Tatsächlich kam sie nun meiner Anweisung nach und nahm zwei große Schlucke, die sie ohne Husten oder ähnlichen Reaktionen überstand. Danach nahm ich ihr die Fla-

sche wieder ab und legte sie zurück in den Koffer.

Der Alkohol verfehlte seine Wirkung nicht. Die Frau beruhigte sich tatsächlich. Mit einem leisen »Danke« gab sie mir zu verstehen, dass sie letztendlich die Notwendigkeit meines Nachdruckes eingesehen hatte.

Mit einem kurzen Winken verabschiedete ich mich von ihr, griff meinen Koffer und machte mich auf den Weg in die vor uns liegenden Abteile. Meine Desert Eagle hielt ich dabei weiter in der rechten Hand. Man konnte ja schließlich nie wissen, wann der nächste Kobold sein Versteck verlassen würde.

Ich stellte kurz den Koffer ab, bevor ich mit der nun freien Hand die Abteiltür öffnete. Danach nahm ich den Koffer wieder an mich.

Ein Blick durch das Türfenster in das nächste Abteil zeigte mir, dass sich im Gang zumindest niemand aufhielt. Wieder öffnete ich eine Tür, um den nächsten Waggon zu betreten.

Die Stille, die mich empfing, war geradezu bedrückend. Kein Atmen, kein Räuspern, nicht einmal ein Knacken war zu hören. Ein Friedhof auf Schienen geradezu.

Dabei sah ich, dass einige Leute in diesem Abteil saßen. Zumindest drei Köpfe zählte ich. Alle Personen saßen starr auf ihren Plätzen und gaben durch nichts zu verstehen, dass sie mich in irgendeiner Weise registriert hatten.

Vorsichtig ging ich weiter durch den Mittelgang. Wenig später erreichte ich den ersten Fahrgast. Als ich ihn mir näher ansehen wollte, lief es mir eiskalt den Rücken hinunter. Jemand hatte dem Mann die Kehle durchgeschnitten.

Vom Alter her schätzte ich ihn auf etwa sechzig Jahre. Seine Haare und sein Vollbart waren bereits ergraut, im

Gegensatz zu seinem Anzug, der in einem satten Schwarz strahlte.

Die Kobolde hatten also Afifis Drohung wahr gemacht. Aber von ihnen selbst sah ich nichts. Entweder hatten sie sich in die weiter vorne gelegenen Waggons zurückgezogen, oder der eine oder andere hielt sich noch zwischen den Sitzen versteckt.

Ich setzte meine Suche fort – und wurde fündig. Nur anders, als ich erwartet hatte. Ein Sitz auf der rechten Seite sah aus, als hätte sich eine Horde Termiten daran gütlich getan. An den grün-braunen Resten, die noch an den Rändern des Lochs klebten, erkannte ich aber, dass das einmal ein Kobold gewesen war. Aber wer hatte ihn vernichtet?

Plötzlich erklang hinter mir eine mir fremde Stimme. »Ich denke, Sie haben mir einiges zu erklären, Mr Spider.«

Die Desert Eagle immer noch erhoben, drehte ich mich um. Vor dem letzten Sitz auf der rechten Seite hatte sich ein Mann erhoben. Er hatte dunkles, volles Haar und trug einen dichten, schwarzen Vollbart. Bekleidet war er, soweit ich das erkennen konnte, mit einem braunen Ledermantel. Dazu trug er schwarze Handschuhe.

Offenbar war ich meinem Gegenüber nicht unbekannt. Dafür hatte ich ihn noch nie zuvor gesehen.

»Ich sehe, Sie grübeln noch etwas über mich«, sprach er mit ernster Stimme. »Aber machen Sie sich keine Hoffnungen. Ich werde Ihnen nicht verraten, wer ich bin und woher ich Sie kenne. Nur eines ist wichtig: Lebendig aus diesem Zug hinauszukommen. Und das werde ich ohne Ihre Hilfe wohl nicht schaffen. Leider.«

»Ich nehme gerne jede Hilfe an, die ich kriegen kann. Aber eine gewisse Neugier können Sie mir nicht verbie-

ten.«

»Damit müssen Sie dann leben.« Er hob seinen linken Arm leicht an, sodass ich einen Blick auf die mit einem Schalldämpfer bestückte Pistole in seiner Hand werfen konnte. »Wie schon gesagt, Sie sind mir eine Erklärung schuldig. Was haben diese grünhäutigen Gestalten hier zu bedeuten?«

»Wenn Sie mir schon nichts über sich verraten, warum sollte ich Ihnen dann die Zusammenhänge hier erklären?«, fragte ich abweisend.

»Nun, entweder kommen wir hier gemeinsam wieder heraus, oder gar nicht. Und da wäre es wirklich hilfreich, wenn ich wüsste, worum es hier geht.«

Einerseits traute ich diesem Kerl nicht über den Weg, aber andererseits wusste ich auch nicht, wie viele Kobolde diesen Zug besetzt hielten. Meine Munition würde sicher nicht für eine ganze Armee reichen. Da wäre es hilfreich, noch einen bewaffneten Verbündeten zu besitzen. Wobei *Verbündeter* in diesem Fall wohl eher Waffenbruder bedeuten würde. Schließlich entschloss ich mich doch, ihm zumindest grob die Situation zu erklären. »Einige Kobolde - ich weiß nicht, wie viele - die sich an mir rächen wollen, haben den Zug besetzt. Sie drohen, alle Fahrgäste zu töten, wenn ich mich nicht erbeuge, was meinen sicheren Tod bedeuten würde. Und wahrscheinlich auch den der restlichen Fahrgäste.«

Der Mann nickte. »Schön, dass wir das geklärt haben.« Er trat in den Gang hinein. »Dann sollten wir dieser Brut mal einheizen.«

Viel anderes blieb uns auch nicht übrig, aber das sprach ich nicht aus. »Wie darf ich Sie eigentlich nennen, Mister?«, fragte ich stattdessen.

»John.«

»Und Smith mit Nachnamen?«

»Schön, dass wir uns verstehen«, antwortete er mit ernster Miene. Offensichtlich lächelte mein neuer *Freund* nicht allzu oft. Oder er hatte gerade einen miesepetrigen Tag erwischt.

Ich wandte mich wieder um und blickte auf die Sitzreihen. Zwei Köpfe sah ich, aber keine der zu ihnen gehörenden Personen gab einen Laut ab. Ich befürchtete, dass auch für diese Fahrgäste jede Hilfe zu spät kam.

Um etwas mehr darüber zu erfahren, was hier geschehen war, fragte ich Selbiges meinen neuen Begleiter.

»Ich hatte für eine Weile die Augen geschlossen. Plötzlich hörte ich ein Geräusch, dann ging alles sehr schnell. Plötzlich erschien einer dieser Kobolde, sprang hoch und zerschnitt dem alten Mann die Kehle. Dann wechselte er die Sitzreihe und visierte mich an, aber ich kam ihm zuvor. Kurz darauf sind Sie gekommen.«

»Was mit den beiden da vorne passiert ist, wissen Sie also nicht?«

»Nein, Mr. Spider.«

Es interessierte mich wirklich brennend, woher dieser John meinen Namen kannte. Aber mit jeder weiteren dahingehenden Frage würde ich nur auf Granit beißen.

Stattdessen ging ich vor, den beiden mutmaßlich toten Fahrgästen entgegen. Je näher ich ihnen kam, desto merkwürdiger erschienen sie mir. Beide hatten schwarze, ungekämmte Haare und recht kleine Köpfe. Für Kinder waren sie aber zu groß. Waren das etwa ...?

Ich konnte den Gedanken nicht zu Ende führen, denn plötzlich sprangen beide *Fahrgäste* fast gleichzeitig auf und

wandten sich um. Es waren Kobolde!

Ich konnte meinen Pistolenarm gar nicht so schnell heben, wie mir die kleinen Wichte entgegenflogen. Einer von ihnen traf mich so wuchtig an der Brust, dass ich zu Boden geschleudert wurde.

»Jetzt bist du fällig!«, schrie er, einen kleinen Dolch erhoben.

Aber noch bevor er zustoßen konnte, hatte ich meine Desert Eagle erhoben und gegen sein linkes Ohr gelegt. Augenblicklich drückte ich ab.

Der kleine Kopf schien förmlich zu zerspringen. Bevor der Körper sich auflösen und mir ein hübsches Loch in der Brust verpassen konnte, stieß ich ihn mit meiner linken Hand von mir herunter.

Über mich zischten zwei Kugeln hinweg. Ihr Ziel war der zweite Kobold. Die Geschosse trafen ihn mitten im Sprung.

Auch dieser Körper hatte offensichtlich vor, sich auf meiner Brust aufzulösen. Gerade noch rechtzeitig erhob ich mein rechtes Bein und trat den heranfliegenden Kobold einfach weg. Er landete mitten im Gang, zuckte noch kurz und begann schließlich zu vergehen.

Während ich mich erhob, erhielt der Waggonboden ein hübsches Guckloch.

Ich warf meinem Begleiter einen kurzen Blick zu. Er nickte mir zu, um zu signalisieren, dass er bereit war.

Die Waffe im Anschlag und den Einsatzkoffer in der linken Hand haltend setzte ich meinen Gang fort. Nichts regte sich, nur der Zug fuhr unermüdlich weiter. Automatisch fragte ich mich, wer ihn wohl lenkte. Vielleicht war der Lokführer bisher von den Angriffen der Kobolde verschont geblieben, vielleicht aber auch schon tot. Und wenn die Ko-

bolde keinen Lokführer in ihren Reihen hatten, war es nur eine Frage der Zeit, bis wir mit einem anderen Zug kollidierten.

Diesen Gedanken verdrängte ich schnell, denn auch so schon ging es hier um das nackte Überleben.

Mittlerweile hatten wir die Plätze, an dem die beiden Kobolde gesessen hatten, fast erreicht. Alles schien friedlich, doch plötzlich waren sie wieder da.

Zwei weitere dieser grünen Wichte hatten sich an denselben Plätzen wie ihre Artgenossen versteckt gehalten. Einer sprang mir entgegen, der zweite nahm sich John vor.

Der Kobold hielt eine Sichel in der Hand und schlug damit zu. Die Klinge schnitt in meinen Oberschenkel wie in warme Butter. Ich verkniff mir einen Schmerzensschrei und schoss. Die Spezialkugel bohrte sich mitten in die Stirn und sorgte für die Vernichtung dieses Wesens.

Der zweite Kobold aber wehrte sich noch immer. Mein Begleiter hatte ihn gepackt und schleuderte ihn gegen ein Fenster. Die Scheibe erhielt ein paar Risse, brach aber nicht.

Dafür warf sich die kleine Kreatur uns erneut entgegen. Beinahe gleichzeitig drückten wir ab. Beide Geschosse trafen sie in die Brust und sorgten dafür, dass sie zusammenbrach. Wieder einer weniger.

»Langsam werden diese Biester lästig«, murmelte *John Smith*.

Ich ging nicht näher darauf ein und blickte stattdessen auf meine Wunde. Die Klinge war zum Glück nicht tief eingedrungen, aber Blut strömte dennoch hervor.

»Sind Sie verletzt, Mr Spider?«

»Halb so wild«, versetzte ich. Tatsächlich behinderte mich die Wunde kaum. Außer dass meine teure Hose einen

leicht roten Teint erhielt.

»Wie viele Waggons hat dieser Zug eigentlich?«, fragte ich meinen Begleiter.

»Vier, glaube ich.«

»Dann haben wir zumindest die Hälfte des Zuges gesäubert.«

Mein Begleiter grinste. »Und was erwarten Sie noch?«

Ich grinste nicht zurück. »Ich rechne mit allem.«

Wie um meine Aussage zu bestätigen, erklang von irgendwoher plötzlich ein leises Wispern.

»Hören Sie das auch?«, fragte ich meinen neuen Freund.

»Was?«

Ich winkte ab.

Das Wispern verstärkte sich. Es schien erst einmal aus einer weit entfernten Sphäre zu mir vordringen zu müssen. Aber das Wispern gab es scheinbar nur in meinem Kopf.

Plötzlich war die Stimme da. In ihr lag ein Hauch Weiblichkeit. »Jimmy Spider – Jimmy Spider ...«

»Falsch verbunden«, antwortete ich.

*John Smith* sah mich an, als hätte ich den Verstand verloren. Ich konnte es ihm nachfühlen, durfte aber jetzt auf meinen guten Ruf keine Rücksicht nehmen.

»Man nennt mich Matra«, erklang die Stimme wieder.

»Aha.«

»Ich bin Matra, die Königin der Kobolde. Höre mir zu, höre mir gut zu.«

»Ich bin ganz Ohr.«

»Wer meine Kinder tötet, tötet einen Teil von mir. Und wer einen Teil von mir tötet, ist des Todes. Alles, was du bisher erlebt hast, ist nur ein Vorspiel dessen gewesen, was noch folgt. Begib dich in den vordersten Waggon und stelle

dich deinem Schicksal ... Schicksal ... Schicksal ...« Das Echo der Stimme hallte mir noch einige Male entgegen, dann war die *Leitung* tot.

»Was war denn das?«, fragte mein Begleiter konsterniert.

»Ein Ferngespräch aus Koboldistan.«

John blickte mich verständnislos an.

Schließlich hatte ich Erbarmen mit ihm und gab ihm eine kurze Zusammenfassung meines Gesprächs mit der Koboldkönigin.

»Das klingt ziemlich stark nach einer Falle«, lautete sein geistreicher Kommentar.

»Der ganze Zug ist eine Falle. Was bleibt uns schon übrig, als dem Feind direkt gegenüberzutreten?«

In dem Fall war keine Antwort auch eine Antwort, denn *John Smith* schwieg.

Ich warf einen kurzen Blick in mein Magazin. Vier Kugeln befanden sich noch darin. Ich ging auf Nummer sicher und legte ein neues ein. Mein Begleiter nutzte die Zeit und tat es mir nach.

Gemeinsam setzten wir unseren Weg fort. Diesmal erfolgte kein weiterer Angriff.

An der Waggontür ließ ich meinem Begleiter den Vortritt, da ich alle Hände voll hatte.

Als wir das dritte Abteil betraten, sahen wir nur gährende Leere. Kein weiterer Fahrgast hielt sich hier auf, aber scheinbar auch kein Kobold. Offenbar wollte diese Matra, dass wir ungeschoren zu ihr vorstoßen konnten.

»Diese Ruhe gefällt mir nicht. Irgendetwas liegt hier im Busch«, sagte *John Smith*.

Er behielt recht. Plötzlich war es mit der Ruhe vorbei. Aber keine Kobolde erschienen, es geschah etwas völlig an-

deres. Die Trennwand zum vordersten Waggon verschwand wie durch Zauberhand. Nun konnten wir bis zur Tür, die zum Lokführer führte, blicken. Und was wir sahen, konnte uns gar nicht gefallen.

Im Gang und auf den Sitzen verteilten sich mindestens zwei Dutzend Kobolde. Einige trugen grüne Bio-Kostüme, die sie wohl im Second-Hand-Busch des hiesigen Shoppingwaldes erstanden hatten. Andere hatten sich wie Afifi als Schaffner verkleidet, einige frönten dagegen der Freikörperkultur.

Aber alle hatten etwas gemeinsam: Sie waren bis an die Zähne bewaffnet. Messer, Dolche, Schwerter und Sicheln warfen uns einen funkelnden Schein entgegen. Einige hielten auch Blasrohre in den kleinen Händen.

In der Mitte des Ganges aber befand sich eine riesige Gestalt. Von ihrem Körper selbst war nichts zu sehen, da eine gewaltige Robe ihn umhüllte. Dieses Wesen musste mindestens zweieinhalb Meter groß sein.

Aus der dunklen Öffnung der Robe schallte uns die Stimme entgegen, die schon in meinem Kopf aufgeklungen war. »Endlich stehen wir uns gegenüber, Jimmy Spider. Ich habe mich aus meinem Reich in diese mechanisierte Welt begeben, damit du endlich deiner gerechten Strafe zugeführt wirst. Ich, Matra, seit mehr als tausend Jahren Königin des großen Volkes der Kobolde, werde deinem Leben nun ein Ende setzen.«

Die Kapuze der Robe flog zurück, und zum Vorschein kam das hässlichste Frauengesicht, das mir je untergekommen war. Fett, aufgedunsen, mit einer riesigen, von braunen Warzen übersäten Nase und Falten, in denen ein ausgewachsener Mann ein Nickerchen halten konnte. Die Au-

gen glommen in einem kalten Gelb, doch tief in dem Licht erkannte ich auch ein düsteres, schwarzes Leuchten, das direkt aus dem Reich der Finsternis zu stammen schien.

»Das sieht alles andere als gut aus. Haben Sie einen Plan?«, flüsterte mein Begleiter mir zu.

»Vielleicht.«

Die Kreatur öffnete den Mund und gewährte mir einen Blick auf ihre spitzen, unterarmgroßen Zähne.

»Nun ist dein Ende gekommen«, sprach Matra weiter. »Möchtest du noch ein paar letzte Worte an die Welt, die du nun für immer verlassen wirst, richten?«

»Ja – friss Blei!«, schrie ich und schoss. Zwei Kugeln jagte ich der riesigen Kreatur entgegen.

Beide schlugen in Matras voluminöse Nase, aber außer einem kurzen Zucken passierte nichts.

»Toller Plan«, sagte *John Smith*.

Ich reagierte nicht darauf. Stattdessen beobachtete ich, wie die Koboldkönigin uns ihren linken Arm entgegenstreckte. »Packt sie!«, schrie sie ihren Untertanen zu. Und die ließen sich nicht zweimal bitten. Mit spitzen Schreien jagten sie uns entgegen.

Ich handelte wie ein Automat. Zunächst drückte ich Smith meine Desert Eagle in die Hand. »Geben Sie mir Deckung.«

Der mysteriöse Mann nickte und drückte sofort ab. Mit beiden Pistolen schoss er auf die herannahende Meute. Die Schnellsten unter ihnen hatten bereits die Hälfte des Weges hinter sich gelassen. Als Preis dafür erwischte es sie als Erste. Die Kugeln schleuderten sie zurück und damit ihren Artgenossen entgegen, die teils über sie stolperten, aber ihren Weg nach kurzer Verzögerung fortsetzten.

Währenddessen öffnete ich meinen Einsatzkoffer. Mit Kugeln kam ich hier nicht weit, also musste ich improvisieren. Neben der Flasche Wodka hatte ich nur ein paar Ersatzmagazine und eine Packung Zahnstocher dabei (wer hatte die bloß dort hineingelegt?). Ansonsten befand sich noch ein Feuerzeug in meiner Jackentasche. Wie hätte ich auch ahnen können, dass ich hier mitten in einen Koboldkrieg geraten würde? Eigentlich hatte ich den Einsatzkoffer nur mitgenommen, um dem (von Whisky abgesehen) Flüssigkeitsmangel in Glenrothes entgegenzutreten zu können.

Ich warf einen kurzen Blick auf die Meute der Kobolde. Einer von ihnen war den Kugeln entgangen und gefährlich nahe an mich herangekommen. Bevor er mich mit seinem Messer erwischen konnte, gab ich ihm einen saftigen Tritt, der ihn in hohem Bogen seiner Königin entgegenschleuderte.

Nach diesem Intermezzo griff ich nach der Wodkaflasche.

»Jetzt ist nun wirklich nicht die Zeit für einen Drink, Spider«, sagte Smith, während er erneut einige Schüsse abgab.

»Sehr witzig.« Tatsächlich ging es nun um Leben oder Tod. Der Wodka hatte mich auf eine Idee gebracht. Außer den Pistolen stand mir nur eine Waffe zur Verfügung – Feuer. Und um dieses zu potenzieren, gab es kaum etwas Besseres als feinsten Alkohol. Auch wenn es mir in der Seele wehtat, ich musste den Wodka opfern.

Die Kobolde – es mochten noch etwa zehn sein – hatten mich fast erreicht, als ich die Flasche der Königin entgegenschleuderte. Ich erlebte den Flug wie in Zeitlupe, sah Matras überraschtes Gesicht und jubelte innerlich auf, als die Flasche mit einem satten Klatschen auf ihrem Kopf landete, wo sie in tausend Stücke zerbrach. Der Alkohol verteilte

sich über den gesamten Schädel, genau so, wie ich es haben wollte.

Aber für den zweiten Teil meines Plans war es nun zu spät. Die Kobolde hatten mich erreicht.

Der vordersten Kreatur gab ich einen Schlag gegen das Kinn, die sie zurück und gegen zwei Artgenossen schleuderte.

»Schießen Sie!«, schrie ich *John Smith* zu.

Mein Begleiter drückte ab, aber nur aus seiner Waffe flogen den Kobolden Kugeln entgegen. Das Magazin der Desert Eagle war offenbar leer. Geistesgegenwärtig warf er mir die Waffe zu.

Einen Meter vor mir zerplatze erneut eine hässliche Fratze. Dem nächsten Kobold zog ich meine Desert Eagle über den faltigen Schädel. Das Wesen fiel zu Boden, richtete sich aber sofort wieder auf.

Plötzlich schossen auch die Kobolde. Aber keine Kugeln, sondern kleine Pfeile, vermutlich mit Gift getränkt. Zwei von ihnen flogen über mich hinweg. Danach hörte ich einen erstickten Schrei und befürchtete das Schlimmste.

Doch dafür hatte ich keine Zeit. Ich griff mir ein Ersatzmagazin aus dem Einsatzkoffer und warf mich den Kobolden einfach entgegen. Noch im Flug lud ich meine Waffe nach.

Die kleinen Wichte waren einfach zu überrascht, um reagieren zu können. Mein Körper kam über sie wie ein Sturmwind. Einige wurden unter mir begraben, andere nach allen Seiten weggeschleudert.

Einer aber sprang über mich hinweg und *John Smith* entgegen. Der hockte apathisch auf dem Boden, hob aber noch einmal seine Pistole und schoss. Gleich mehrere Kugeln flo-

gen dem Kobold entgegen. Eine traf direkt den Kopf, andere dagegen gingen fehl und wurden für mich zur Gefahr.

Plötzlich spürte ich einen heißen Stich an meinem linken Arm. Dort musste mich eine Kugel gestreift haben. Darum konnte ich mich aber nicht kümmern, denn die Koblode griffen nun mich an.

Einer von ihnen stieß mir ein kleines Schwert entgegen. Ich parierte den Schlag mit meiner Pistole, verkantete sie und drückte ab. Die Kugel jagte durch das Kinn in den Kopf und ließ ihn zerplatzen.

Doch die anderen Koblode waren schon heran und fielen über mich her. Einer von ihnen erwischte mich mit seinem Dolch an der linken Schulter. Ich packte ihn mit meiner freien Hand und schleuderte ihn einfach weg.

Gerade wollte ich mich schon um den nächsten Gegner kümmern, als ich sah, dass nun auch Matra in den Kampf eingreifen wollte. Mit donnernden Schritten lief sie mir entgegen.

Nun musste alles schnell gehen.

Vier Koblode standen noch gegen mich. Ich sprang auf, gab einem einen heftigen Tritt und verpasste einem Zweiten eine Kugel. Damit hoffte ich, die kleine Gruppe aus dem Konzept zu bringen.

Eilig hetzte ich auf meinen Einsatzkoffer zu, riss die Zahnstocher hervor und ließ sofort meine Waffe fallen. Stattdessen zog ich mein Feuerzeug hervor und ließ die Flamme erscheinen.

Die Königin der Koblode war nur noch wenige Meter von mir entfernt. Schon streckte sie mir ihre gewaltigen Pranken entgegen, um mich mit ihnen zerquetschen zu können.

Hastig zog ich einen Zahnstocher aus der Packung und

blockierte damit das Rädchen des Feuerzeugs. So blieb die Flamme dauerhaft erhalten.

Mit einem gewaltigen Schrei schleuderte ich das Feuerzeug dem Kopf der Koboldkönigin entgegen. Aus dieser Entfernung war er gar nicht zu verfehlen. Bevor ihre Pranken mich erreichen konnten, warf ich mich nach hinten und sah gleichzeitig, wie das Feuerzeug ihren riesigen Schädel traf.

Eine gewaltige Stichflamme hüllte augenblicklich den Kopf dieser uralten Kreatur ein. Matra schrie schmerz erfüllt auf und torkelte brennend zurück.

Geschafft, dachte ich, doch ich hatte die drei letzten Kobolde vergessen. Einer sprang mir in den Rücken, die anderen beiden erschienen vor mir und streckten mir ihre Dolche entgegen. Offensichtlich sollte mich die Kreatur in meinem Rücken in die Klingen ihrer Artgenossen treiben.

Stattdessen erhob ich meine Desert Eagle und schoss auf die beiden Dolchträger. In dieser Lage konnte ich nicht genau zielen und drückte mehrmals ab. Zwei Kugeln flogen durch ein Loch, das sich im Unterboden gebildet hatte, eine dritte traf den rechts von mir stehenden Kobold mitten in die Brust. Mit einem klagenden Laut brach er zusammen.

Dem Zweiten verpasste ich zwei Kugeln direkt ins Gesicht.

Blieb nur noch die lästige Kreatur, die sich an meiner Jacke festgeklammert hatte. Bevor sie noch auf die Idee kam, meinen Rücken in einen Schweizer Käse zu verwandeln, riss ich sie mit der linken Hand von meiner Jacke und schleuderte sie wütend über meinen Kopf hinweg. Aber statt auf dem Boden aufzuprallen, fiel der letzte Kobold durch das Loch. Ob der Aufprall ihn dort nun vernichtet

hatte oder nicht, war mir in dem Moment egal.

Ich wandte mich wieder Matra zu. Die Koboldkönigin schrie fürchterlich, während ihr Kopf in den Flammen förmlich dahinschmolz. Das Leuchten der Augen schwand dahin, die Gesichtskonturen lösten sich auf, bis der Schädel nur noch aus einer schlammartigen Pampe bestand.

Das hielt auch eine mehr als tausend Jahre alte Königin der Kobolde nicht aus. Führerlos brach der Torso zusammen.

Ich atmete tief durch und wischte mir den Schweiß von der Stirn. Dann fiel mir wieder *John Smith* ein, der von einigen dieser Giftpfeile getroffen worden war. Langsam lief ich zu ihm.

Er lag flach auf dem Boden und bewegte sich nicht mehr. Ich fühlte nach seinem Puls. Zwar nur schwach, aber er war noch vorhanden.

Plötzlich riss er seinen rechten Arm hoch, packte mich am Jackett und zog mich zu ihm hinunter.

»Ich ... ich sterbe ...«, flüsterte er.

»Das steht noch nicht fest«, versuchte ich ihn aufzubauen, obwohl ich innerlich eher das Gegenteil vermutete.

»Doch, ich ... ich werde ihnen alles ... s-sagen. Hören Sie zu ...!«

»Ja, ich höre zu, Mr. Smith.«

»Mein N-N-Name ist ...«. Seine Aussprache wurde immer undeutlicher. Ich musste mich bis über seinen Mund beugen, um noch etwas verstehen zu können. »S ... Stanley Cooper. Ich h-atte den Auf-f-ftrag, Sie zu töten. Schon in San ... Jose, bei d-der Zeitreise.«

Ich erinnerte mich. Damals hatte ich durch einen uralten Kühlschrank eine Zeitreise in den Wilden Westen gemacht

und war dabei einer Bande gnadenloser Revolverhelden entgegen getreten. Bei meiner Rückkehr wäre ich fast in dem Kühlschrank gefangen geblieben.

»Ich handelte im A-Auftrag von ... ich ... kann n-nicht ... bitte ... House B-B-B- ... Taco & Cheese!«

Ein seltsamer Moment, um sich mexikanisches Essen zu wünschen. Denn kurz darauf atmete er ein letztes Mal aus, bevor er keinen Ton mehr von sich gab. Er war tot.

Ich schloss ihm die Augen. Selbst wenn er den Auftrag gehabt hatte, mich umzubringen, diese letzte Ehre wollte ich ihm noch erweisen. Er hatte tapfer gekämpft und ironischerweise wäre ich ohne ihn wohl kaum lebend aus diesem Zug gekommen.

Allerdings, was er zuletzt gesagt hatte, ging mir nicht aus dem Kopf. House B ... diesen Ausdruck hatte ich schon mal gehört. Nein, gelesen. In Louisiana, auf einem Stück Papier, das ein mysteriöser Mann hinterlassen hatte, der zuvor Commander Rathbone und seine Verrätertruppe erschossen und mir damit das Leben gerettet hatte. Die Nachricht bewahrte ich seitdem zu Hause in einem Safe auf.

Irgendetwas mit *TCA-Headquater, House B* hatte darauf gestanden, mit einer Raumangabe. Aber das Hauptquartier der TCA besaß kein House B. Doch warum hing dann neben seinem Eingang eine Plakette mit der Aufschrift *House A*? Es war und blieb ein Rätsel.

Bevor ich mich noch in meinen eigenen Gedankengängen verlaufen konnte, zog ich ein Etui hervor und steckte mir eine Zigarre in den Mund. Da fiel mir ein, dass ich ja gar kein Feuerzeug mehr besaß. Oder doch?

Nein - im Gang war keine Spur davon, und wo einmal Matras Körper gelegen hatte, befand sich nur noch ein gro-

ßes Loch.

Plötzlich öffnete sich die Tür zum Steuerungsraum. Heraus trat – der Lokführer. Sein erster Blick galt mir, der zweite der großen Öffnung vor seinen Füßen. »Was ist denn hier passiert?«, fragte er entgeistert.

Ich zuckte nur mit den Schultern. »Haben Sie zufällig Feuer?«

\*\*\*

## **Jimmy Spider und das geheime Schloss**

Manchmal frage ich mich wirklich, welche Kriterien die TCA eigentlich anwendet, um neue Mitarbeiter anzuwerben. Von latent inkompetenten Dummschwätzern wie Steven McLaughington (der sich allerdings in letzter Zeit etwas gebessert hat) über chronisch unfreundliche Personalchefs wie Damien Arias bis hin zu sadistischen Killerkommandos wie die Elitetruppe um Commander Rathbone hatte ich schon fast alles erlebt. Eigentlich müsste ich da über die fragwürdigen Qualitäten der TCA-Hubschrauberpiloten nicht überrascht sein. Eigentlich ...

Unser freundlicher Flugkapitän hatte es nämlich geschafft, auf einer fast lichten Alpenwiese den einzigen Baum in gut fünfhundert Metern Umkreis frontal zu rammen. Zu unserem Glück war der Absturz aber nicht allzu tief gewesen, dennoch war es dem Piloten immerhin gelungen, den Hubschrauber auf den abgeknickten Rotoren liegend zum Stehen zu bringen.

Ein Wunder, dass wir allesamt unverletzt geblieben waren. Selbst mein Einsatzkoffer hatte es unbeschadet über-

standen.

Wir – das waren Tanja Berner, der wiedergenesene Dave Logger und meine Wenigkeit. Und natürlich der Musterpilot, der versprochen hatte, bei seinem waidwunden Vogel zu warten.

Mit etwas wackligen Beinen näherten wir uns dem Feldlager der deutschen Polizei.

Hans Olo, besser gesagt die mehr oder minder geheime BKA-Abteilung, für die er arbeitete, hatte das TCA mal wieder um Hilfe gebeten. Es ging zunächst einmal um das Verschwinden einer vierköpfigen Wandergruppe (dieses Völkchen schien in diesem Land gefährlich zu leben), deren letzter Aufenthaltsort dank einer Handyortung auf dieses Gebiet eingegrenzt werden konnte. Allerdings war die Bergrettungscrew ebenfalls verschwunden. Lediglich ihr verlassener Helikopter konnte gefunden werden. Schließlich hatte sich auch die Polizei in die Sache eingeschaltet – was dazu geführt hatte, dass die Region Oberallgäu ein ganzes Sondereinsatzkommando verloren hatte. Wobei verloren das richtige Wort war, denn diese Leute waren spurlos verschwunden. Oder zumindest fast.

Eine kleine Spur hatte es gegeben: ein Eingang in eine dunkle Höhle. Und da dunkle Höhlen meist ein paar unangenehme Überraschungen beherbergen (oder die örtliche Polizei einfach überfordert war), hatte das BKA die TCA um Unterstützung gebeten. Warum wir allerdings gleich zu dritt nach Deutschland hatten reisen müssen, blieb mir schleierhaft. Der Kommentar meines Chefs zu meiner Frage hatte lediglich aus einem mitleidig auf mich gerichteten Blick bestanden.

Auch meine letzten Fälle hatten mehr Fragen aufgewor-

fen als beantwortet, wie etwa meine nächtliche Begegnung mit dem Sammler. Mein Chef hatte danach versucht, die von mir gefundene Visitenkarte sofort wieder abzunehmen, was ich allerdings verhindert hatte. Was das Emblem darauf zu bedeuten hatte, wusste ich ebenso wenig wie den Namen meines neuen Freundes. Zuletzt hatte ich im Kampf gegen eine Horde rachsüchtiger Kobolde einen neuen Hinweis auf das geheimnisumwitterte *House B* der TCA erhalten (und einen Tipp hinsichtlich mexikanischer Spezialitäten).

Doch die vergangenen Fälle waren im Moment unwichtig. Immer näher kamen wir dem Eingang der Höhle. Das obere Ende der Öffnung erinnerte mich an das Überbleibsel eines bogenförmigen Tores. Möglicherweise war die Höhle nicht immer eine Höhle gewesen. Aber ob Höhle oder nicht Höhle, um die Höhle drehte sich hier alles.

Bevor wir den mit rot-weißem Absperrband gekennzeichneten Höhleneingang erreichen konnten, erschien wie aus dem Nichts Hans Olo vor uns. An seiner Körperfülle hatte sich nichts geändert, aber seine übliche Kleidung war einer wetterfesten Wanderjacke mit dazu passender Hose und standfesterem Schuhwerk gewichen. Über seinen Kopf hatte er sich eine braune Strickmütze gezogen.

»Herzlich willkommen in der schönsten Region Deutschlands«, begrüßte er uns ein wenig sarkastisch. »In dieser Landschaft kann man sich wirklich verlieren.«

Danach schüttelte er jedem von uns die Hände. Ich war ihm noch gut in Erinnerung geblieben, deswegen blieb er mir gegenüber gleich beim vertrauten *Du*.

»Warum hast du eigentlich gleich die ganze Kompanie mitgebracht?«, fragte er mich verwundert.

»Ich dachte, das könntest du mir sagen.«

Olo zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung. Eigentlich hatte ich nur mit dir gerechnet, aber irgendetwas scheint deine Vorgesetzten in Panik versetzt zu haben.«

»Hast du einen Verdacht, was das gewesen sein könnte?«

»Keinen konkreten. Außer den Verschwundenen und dieser Höhle gibt es eigentlich nichts Besonderes zu berichten. Meine Mitarbeiter haben hier zwar ein Lager eingerichtet, aber etwas herausgefunden haben wir noch nicht. Außer, dass diese Höhle ziemlich groß sein muss. Das haben die Messungen unserer Experten ergeben.«

Nun mischte sich auch Dave Logger in unsere kleine Diskussion ein. Da es bei der TCA Usus war, dass die Agenten mehrere Sprachen fließend sprechen mussten, gab es zwischen uns keinerlei linguistische Barrieren. Bei Tanja Berner schon von Natur aus nicht.

»Müsste die Höhle nicht schon längst jemandem aufgefallen sein?«, fragte mein Freund und Kollege. »Ich meine, so etwas wäre doch sicher auch eine Touristenattraktion.«

Kommissar Olo nickte. »Schon, aber dieses Gebiet hier ist Privatbesitz. Die Wanderer hätten eigentlich gar nicht hier sein dürfen.«

»Wem gehört das Gebiet denn?« Diesmal hatte Tanja Berner die Frage gestellt.

»Der Familie von Borgh. Ich habe ehrlich gesagt noch nie etwas von denen gehört.«

»Ich schon ...«, hörte ich Dave Logger hinter mir flüstern.

Ich auch. Und wie. Von einer Sekunde zur nächsten verdüsterten sich meine Mimik und meine Stimmung. Hasserfüllte Erinnerungen wallten in mir hoch und trieben meine Gedanken zu einem Ereignis, das sehr lange zurücklag.

Beinahe wäre mir noch der Einsatzkoffer aus der linken Hand gefallen.

»Jimmy, was ist ...?«, hörte ich wie aus weiter Ferne die Stimme der Schweizerin Tanja Berner.

Dave Logger unterbrach sie. »Lass ihn, bitte.«

Er wusste als einer der wenigen von dem, was mich mit dem Namen von Borgh verband, und die Erinnerungen (die ich immer so gut es ging versuchte zu unterdrücken) an die Ereignisse, die ich mit ihm verknüpfte, schafften es beinahe, mein geordnetes Denken zu überlagern. Nur mit Mühe konnte ich meine angestaute Wut unterdrücken.

»Sagt dir der Name etwas?«, fragte Hans Olo, der nichts von meiner Vorgeschichte mit der Familie von Borgh wusste.

Ich überlegte, ob ich ihn einweihen sollte. Wir kannten uns zwar ganz gut, aber mit meinen Familiengeheimnissen wollte ich nicht unbedingt hausieren gehen. Ganz zu schweigen davon, dass ihn das auch kaum etwas anging. Im Prinzip wussten nur sehr wenige Menschen davon. Mein Chef zum Beispiel, auch mein leiblicher Vater, Sir Gerald Spider, ebenso wie Dave Logger, mein bester Freund. Daneben gab es noch einige andere, die davon wussten, aber die konnte man an einer Hand abzählen (falls man denn schon ein paar Finger verloren hatte).

Letztendlich entschied ich mich für eine diplomatische Antwort. »Sagen wir es mal so: Ich habe mit diesem Namen schon meine Erfahrungen sammeln können. Aber ob das etwas mit diesem Fall zu tun hat, kann ich nicht bestätigen.«

Dave Logger merkte, dass mir dieses Gespräch unangenehm war, und wechselte das Thema. »Haben Sie oder ihre

Männer die Höhle denn schon einmal betreten?«, fragte er Olo.

»Nein. Aber dafür haben wir Sie ja geholt«, antwortete er lächelnd.

Wie schön – wenn die deutsche Polizei nicht weiterkommt, schickt sie lieber ein paar auswärtige Agenten als Kanonenfutter an die Front. Als Opferlämmer waren die TCA-Agenten ja gerade gut genug. Das erlebte ich in meiner langen Karriere immer wieder. Aber gut, auch ein Lammrücken kann entzücken. Oder besser ausgedrückt: Was blieb uns anderes übrig, als die uns zugedachte Rolle anzunehmen?

Meine Kollegin Tanja Berner riss mich aus meinen Gedankengängen. »Was denkst du, steckt dahinter? Ich meine, hinter dem Verschwinden der vielen Menschen.«

Ich zuckte mit den Schultern. »Das kann alles Mögliche sein. Vielleicht sind die Menschen alle nach dem Betreten der Höhle in ein großes Loch gefallen ...«

Die Schweizerin warf mir einen schiefen Blick zu.

»... oder es handelt sich dabei um ein Tor in eine fremde Dimension.«

»Du siehst zu viel fern!«, hielt Tanja Berner entgegen.

»Eigentlich sehe ich fast nie fern.«

»Oder aber ...«, mischte sich Dave Logger ein, »es lauert dort drin irgendein Monster. Wer weiß das schon, immerhin ist das eine ziemliche einsame Gegend, die sich dazu noch in Privatbesitz befindet. Und dazu noch in dem der Familie von Borgh.«

Tanja Berner schien auf diese Bemerkung regelrecht anzuspringen. »Hättet ihr beiden vielleicht einmal die Güte, mir zu erklären, was es mit diesen Borghs eigentlich auf sich

hat?«

Ich versuchte es mit einer diplomatischen Antwort. »Sagen wir so, ich habe mit einem von Borgh gewisse unschöne Erfahrungen gemacht.«

»Die hab ich mit dir auch gemacht und trotzdem arbeiten wir noch zusammen«, sagte Tanja Berner kühl lächelnd.

Und ich dachte, sie hatte unser missglücktes Rendezvous mittlerweile überwunden. Wie hatte ich schon voraussehen können, dass ausgerechnet das *Starlight Inn* an jenem Abend Opfer einer Bande theatraliksüchtiger Großstadtgangster werden würde?

Ich sah, dass sich Dave Logger nur mit Mühe ein Grinsen verkneifen konnte.

»Das muss an meinem unverwechselbaren Charme liegen«, gab ich zwinkernd zurück.

Damit war die Sache vorerst geklärt. Aber der wichtigste Teil unserer Aufgabe lag noch vor uns: Die Höhle zu erkunden und die Verschwundenen zu finden. Stellte sich nur die Frage, wie wir damit anfangen sollten?

Ich tippte Hans Olo an. »Ihr habt nicht zufällig so einen kleinen Roboter parat, den man mal in die Höhle schicken könnte?«

Olo hob mitleidig die Schultern. »Sorry, Budgetkürzungen. Nicht mal die Kaffeemaschine hat man uns gelassen.«

Das war natürlich ein schwerer Verlust für die Menschheit.

Da diese Option also auch ausfiel, blieb uns nur ein Plan, der an atemberaubender Komplexität und unverwechselbarer Brillanz kaum noch zu überbieten war – wir mussten in die Höhle gehen und nachsehen.

»Dann bleibt uns wohl nichts anderes übrig, als einfach

mal reinzumarschieren«, fasste ich meine Gedanken in Worte.

»Na toll«, antwortete Tanja Berner. Dave Logger enthielt sich gleich eines Kommentars.

Zur Vorbereitung wollte ich mich erst mal mit allem ausrüsten, was mein Einsatzkoffer diesmal so bereithielt. Neben der obligatorischen Wodkaflasche gab es da eine Machete samt Anhängegürtel, drei Taschenlampen ein paar Blendgranaten (besonders intelligent, wenn man diese in einer dunklen Höhle einsetzt), Ersatzmunition und einen runden Stein namens Ankho, mit dem man laut unserer Dämonenjäger-Abteilung angeblich Geister vertreiben kann. Ich steckte mir alles ein (die Wodkaflasche ausgenommen) beziehungsweise befestigte die Machete samt Gürtel an meiner Hüfte. Die zwei für mich überflüssigen Taschenlampen übergab ich an meine beiden Kollegen.

»So, es kann losgehen«, sagte ich abschließend.

»Und du bist dir wirklich sicher, dass wir einfach so da rein marschieren sollten?«, fragte Tanja Berner zweifelnd.

Ich hatte da wenig Bedenken. »Wenn der Sicherheitsdienst der Familie von Borgh etwas dagegen haben sollte, sollte er sich jetzt melden oder für immer schweigen.«

Der Gesichtsausdruck meiner Kollegin zeigte mir, dass sie mit dieser Antwort alles andere als zufrieden war. Dennoch folgte sie mir und Dave Logger auf dem Weg in die Höhle. Ganz im Gegensatz zu Hans Olo, der uns noch einmal zuwinkte, bevor wir in die Dunkelheit des Berginneren eintauchten.

Zunächst einmal passierte gar nichts. Auch als wir unsere Taschenlampen einschalteten, rührte sich nicht wirklich etwas. Dafür erstreckte sich vor uns ein mehr als zwei Meter

hoher und knapp drei Meter breiter Gang. Alles wirkte so, als wäre diese Höhle nicht natürlich entstanden, sondern von irgendjemandem in den Fels geschlagen worden.

Nachdem wir gut hundert Meter in den Berg hineingegangen waren, teilte sich der Gang plötzlich. Drei Wege standen uns zur Verfügung.

»Äußerst merkwürdig«, meinte Dave Logger.

»Vielleicht ist jemandem der eine Gang zu langweilig geworden«, antwortete ich.

»Sollen wir uns aufteilen?«, fragte meine Schweizer Kollegin.

Ich war dagegen. Wer wusste schon, was für Gefahren hier auf uns lauerten? »Nein, wir bleiben zusammen.«

»Und wo soll es lang gehen?«, fragte erneut Tanja Berner.

Nach kurzer Bedenkzeit entschied ich mich für den linken Gang.

Im Licht der Taschenlampen erschien vor uns eine recht breite Treppe, die in eine unergründliche Tiefe führte. Eine ziemlich moderne Höhle – zu dumm, dass es keine Aufzüge gab. Oder Rolltreppen. Aber daran ließ sich nun auch nichts ändern.

Vorsichtig begannen wir mit dem Abstieg. Die Treppe schien eine Spiralenform zu besitzen, denn der Weg führte uns stets nach rechts. Nach etwa zwei Minuten gähnender Langeweile klangen uns plötzlich einige merkwürdige Geräusche entgegen. Entfernt erinnerten sie mich an ein Schmatzen. Ob die Geister gerade zu Tisch waren?

Ich zog vorsorglich meine Desert Eagle. Wer auch immer dort unten gerade ein Festmahl zu sich nahm, konnte schließlich auch Menschen auf seinem Speiseplan haben.

Die Geräusche wurden immer lauter. Plötzlich endete die

Treppe abrupt und mündete dabei in eine Art Saal. Dort trafen die Lichtkegel unserer Lampen auch tatsächlich ein Ziel – und wir glaubten unseren Augen nicht zu trauen.

Mitten in dem Saal stand ein bräunliches Geschöpf, das von seiner Form her an ein Ei erinnerte. Doch im Gegensatz zu handelsüblichen Eiern besaß dieses Wesen zwei dicke, schuppige Beine und Füße, die eher als Krallen zu einem Drachen gepasst hätten. Der fellbedeckte Körper reichte uns mit Sicherheit bis zu den Schultern. Das Maul war geschlossen, bewegte sich aber wellenartig, als würde es auf einem riesigen Kaugummi kauen. Ebenso riesig war das Auge, das fast die gesamte obere Hälfte des Körpers einnahm und uns wenig freundlich anstarrte. Wie um dies zu bestätigen, spie das Monster vor uns das aus, was sich bisher in seinem Maul befunden hatte – ein bleiches Skelett.

Langsam konnte ich mir zusammenreimen, was aus all den verschwundenen Menschen geworden war. Aber irgendwie war mir das zu wenig, besonders weil dieses Wesen sicherlich keine Treppe in den Fels geschlagen und die Höhle in mehrere Gänge unterteilt hatte. Zudem war da noch die Familie von Borgh, der dieses Gelände hier gehörte.

Bisher hatten wir gedacht, das lebende Ei wäre die einzige Merkwürdigkeit in diesem Raum gewesen. Doch plötzlich begann das vor uns liegende Skelett zu zucken. Mit staksig wirkenden Bewegungen richtete es sich langsam auf.

Das neben ihm stehende Monster begann zu grinsen. Im nächsten Moment aber riss es sein gewaltiges Maul auf, zeigte uns gleich zwei Reihen messerscharfer Reißzähne und schickte uns ein markerschütterndes Brüllen entgegen.

Davon ließ ich mich aber nicht erschüttern. Mit aller Ruhe entsicherte ich meine Desert Eagle, zielte auf das Auge des Monsters und schoss.

Die Kugel traf die rechte Seite der gewaltigen Pupille. Das Wesen quiekte wie ein verletztes Schwein und lief wild im Kreis herum.

»Vielleicht hätten wir es lieber mit nettem Zureden versuchen sollen«, flüsterte mir Dave Logger zu.

»Aber es heißt doch immer: Reden ist Silber, Schießen ist Gold.«

»Bist du sicher, dass die Redewendung so geht?«

Bevor ich darauf antworten konnte, reagierte das Monster-Ei. Wütend blickte es uns entgegen. Das riesige Auge war weiterhin intakt, allerdings zeichnete sich auch eine kleine Wunde ab, aus der gelblicher Schleim rann.

Noch einmal brüllte es uns an, dann lief es uns mit großen Schritten entgegen.

»Und jetzt?«, rief Tanja Berner.

»Rückzug!«, schrie ich.

Das ließen sich meine Partner nicht zweimal sagen. Hastig hetzten wir die Treppe wieder empor. Für mich war das als zweimaliger Gewinner der Eiffelturm-Treppenlauf-Meisterschaft kein Problem, aber Tanja und Dave würden das sicher nicht lange aushalten.

Von dem Monster sahen wir nichts mehr, dafür hörten wir hinter uns nur immer wieder ein Schmatzen, als würde dem Killer-Ei schon das Wasser im Munde zusammenlaufen.

Schließlich gelangten wir wieder zur Gabelung.

»Und jetzt?«, fragte diesmal Dave Logger.

»Rechts!«, rief ich, während ich bereits losrannte.

Diesmal führte uns eine Wendeltreppe nach oben. Das Monster schien, nach den schmatzenden Lauten zu urteilen, uns immer noch auf den Fersen zu sein.

Plötzlich drang uns ein unheilvolles Rauschen entgegen. Im nächsten Moment wehten uns Dutzende weiße, durchsichtige Fetzen entgegen. Entweder jemand hatte seine Bettlaken zu starkem Wind ausgesetzt – oder wir bekamen Besuch von einer Horde Geister.

Die nebulösen Wesen besaßen kaum eine Form, aber dafür Gesichter. Oder eher Fratzen, und diese sahen nicht eben freundlich aus.

»Jimmy, der Ankho!«

Dank Tanjas Zuruf wurde ich wieder an den magischen Stein erinnert, der angeblich Geister vertreiben konnte. Durch das Rufen des Wortes *Ankho* sollten laut Angaben der Dämonenjäger-Abteilung die Kräfte dieses schwarzen Steins erweckt werden.

Sofort griff ich in meine Jackentasche und zog den handtellergroßen Gesteinsbrocken hervor.

»Ankho!«, schrie ich den heranstürmenden Geistern entgegen.

Kaum hatte ich das magische Wort ausgesprochen, schossen gewaltige Blitze aus dem Stein hervor. Zwei Geister, die sich besonders weit vorgewagt hatten, zerplatzten einfach, als das Licht sie traf.

Immer neue Blitze drangen den Geistern entgegen. Wieder und wieder zerplatzte ein Nebelfetzen, bis die Nachzügler erkannten, was für eine Gefahr hier auf sie lauerte. Doch es war bereits zu spät. Auch die letzten zwei flüchtenden Geister wurden von den Blitzen getroffen und zerissen.

»Wow!«, entfuhr es Dave Logger.

Ich wollte mir den Ankho noch einmal näher ansehen – doch der Stein war verschwunden. Offenbar hatte er sich nach seiner Aktivierung einfach aufgelöst.

Doch damit war die Gefahr noch längst nicht gebannt. Nicht nur das mutierte Ei wartete noch irgendwo auf uns, auch von oben her klangen plötzlich neue Geräusche auf.

*Klack, Klack, Klack, Klack ...*

Und dann sahen wir, was dort auf uns zukam – oder vielmehr wer: Über ein Dutzend lebender Skelette schritten Stufe für Stufe die Treppe hinab. In ihren Klauen hielten sie ein buntes Waffenarsenal. Schwerter, Säbel, Äxte, Morgensterne und einige weitere Gegenstände, mit denen der menschliche Körper auf Kriegsfuß stand.

Ich hob erneut die Desert Eagle an, die sich noch immer in meiner rechten Hand befand. Dann visierte ich den Kopf des vordersten Skeletts an und schoss.

Die Kugel hieb mit brachialer Gewalt in das bleiche Gebein. Der Schädel zersplitterte, Knochenteile flogen herum. Eine Sekunde später brach die Gestalt zusammen. Ein nachfolgendes Skelett konnte nicht rechtzeitig ausweichen und fiel über seinen vernichteten Artgenossen.

Für einige Sekunden hatte ich das Riesen-Ei vergessen. Das änderte sich im nächsten Moment, als von unten her ein Brüllen erklang. Wenige Meter vor uns erschien das fast menschengroße Ungetüm und leckte mit einer wurstartigen Zunge sabbernd über seine gewaltigen Zahnreihen.

Langsam ging mir dieses Vieh auf die Nerven. »Kümmert euch um die Skelette, ich werde unserem Freund mal etwas einheizen!«

Tanja Berner und Dave Logger nickten mir zu und zogen

zeitgleich ihre Waffen.

Ich trat zwischen ihnen hindurch und dem wohl einzigen mit Fell bewachsenen Ei auf dieser Welt entgegen. Das Monster blickte mich böse an und verzog seine Mundwinkel zu einem Grinsen.

Das beeindruckte mich wenig. Mit meiner linken Hand zog ich die Machete aus dem Gürtel hervor. »Jetzt mache ich Rührei aus dir!«

Das schien das Monster noch mehr provoziert zu haben. Es brüllte noch einmal auf und hüpfte mir förmlich entgegen.

Mit aller Macht holte ich aus und schleuderte ihm meine Machete entgegen, während hinter mir die ersten Schüsse fielen.

Die Klinge traf genau die Mitte des Kopfes und damit auch das riesige Auge. Noch ein Sprung und das Monster hätte mich erreicht. Doch der Treffer mit der Machete stoppte das Ei abrupt. Es wankte von einem Bein zum anderen, verdrehte förmlich sein großes Glupschaug und kippte schließlich einfach um. Kaum war das Wesen auf der Treppe aufgeschlagen, begann es, sich aufzulösen. Die Flüssigkeit, die sich dort auf den Stufen bildete, erinnerte mich tatsächlich an Eidotter.

Vorsichtig ging ich einen Schritt auf die Pfütze zu. Ein Fehler, wie ich zu spät erkannte. Vor mir erschien plötzlich eine Knochenklaue, packte mich am Kragen und riss mich zu Boden.

Den Schwung konnte ich nicht mehr ausgleichen. Mehrmals überschlug ich mich, als ich die Treppe wieder hinunterfiel. Ich versuchte noch, meinen Kopf irgendwie zu schützen, aber alle Schläge glich ich damit nicht aus.

Schließlich hatte die Treppe doch ein Einsehen mit mir und fand ihr Ende an der Gabelung.

Mir tat so ziemlich jeder Knochen weh, aber gebrochen schien glücklicherweise nichts zu sein. Dafür packte mich ein starker Schwindel, als ich versuchte, aufzustehen. Daraus wurde wohl erst mal nichts.

Stattdessen erhielt ich Besuch. Das Skelett, dem ich diesen Sturz zu verdanken hatte, schritt klackend die Treppe hinab. Im Gegensatz zu seinen Artgenossen war es unbewaffnet. Das ließ mich zu dem Gedanken kommen, dass es sich hierbei um das letzte Festmahl des nun zu Spiegelei gewordenen Monsters handeln musste. Das alles konnte ich erkennen, da meine Taschenlampe am Fuß der Treppe lag und die gesamte Szenerie erhellte.

Doch auch ohne Waffen war dieses Wesen brandgefährlich. Ich erhob meinen rechten Arm – doch da fiel mir auf, dass ich meine Desert Eagle verloren hatte. Die Kopftreffer hatten wohl meinen Verstand etwas angegriffen.

Aber womit sollte ich mich jetzt verteidigen? Die Machete lag noch bei dem vernichteten Monster, der Ankho war verschwunden und mit den Blendgranaten würde ich zwar die Höhle in eine Disco verwandeln, aber sicherlich kein lebendes Skelett aufhalten können. Und in meinem körperlichen Zustand war ich wohl kaum zu Glanztaten bereit.

Da fiel mir etwas ein, das mich noch retten konnte: die Machita! Die wie eine gegrillte Erbse aussehende Frucht einer offiziell als ausgestorben geltende Pflanze hatte mir schon einmal das Leben gerettet, als ich es im Wilden Westen mit einer Gruppe Revolverhelden aufgenommen hatte.

Sofort griff ich in meine linke Jackentasche und zog das schmale Etui hervor.

Irgendwie schien das Skelett erkannt zu haben, dass dieser Gegenstand nichts Gutes zu bedeuten hatte. Ein Tritt mit dem Skelettfuß traf meine Hand und prellte das Etui aus meiner Faust.

Im nächsten Moment griff eine Knochenklaue nach meinem Hals und drückte unerbittlich zu. Ich versuchte sie mit meinen Händen wegzudrücken, doch vergeblich.

Die zweite Knochenhand hatte das Skelett erhoben und die bleichen Finger dabei ausgestreckt. Im Schein der Taschenlampe wirkten sie wie blitzende Dolche, und genau dieselbe Wirkung würden sie wohl haben, wenn das Skelett damit zuschlug.

Langsam wurde mir die Luft knapp. Sollte dies etwa das Ende meiner abstrusen Abenteuer darstellen? Keine Kämpfe mehr gegen rachsüchtige Kobolde, verfaulte Magier und Wer-Thunfischfrauen? Nun ja, irgendjemand würde schon meinen Platz einnehmen. Ich hoffte nur, dass dieser jemand nicht Steven McLaughington hieß.

Für weitere ausufernde Gedanken blieb mir keine Zeit mehr, denn langsam schwanden mir die Sinne. Dem Skelett schien das nicht schnell genug zu gehen, denn nun holte es mit seiner zweiten Klaue aus, um mir den Rest zu geben.

Da erklangen plötzlich zwei Schüsse. Ich hörte sie wie aus weiter Ferne. Dafür sah ich, wie der Schädel des mörderischen Skelettes förmlich explodierte. Im nächsten Moment lockerte sich der Griff. Das Knochengestell fiel schließlich in sich zusammen.

Vor mir erschien plötzlich ein rundliches Gesicht und grinste mich an. »Na, hast du schon mit den Höhlenmenschen Freundschaft geschlossen?«

»Hans ...!«, versuchte ich zu sagen, doch mehr als ein

Krächzen brachte ich nicht heraus. Nach ein paar Sekunden versuchte ich es noch mal. »Gib ... gib mir das Etui.«

Hans Olo beugte sich hinab und hielt mir die kleine Schachtel entgegen. »Das hier?«

*Wie viele liegen denn sonst noch hier herum?*, hätte ich wohl gesagt, wenn ich dafür die Kraft gehabt hätte. Stattdessen griff ich lediglich nach dem Etui, öffnete es, holte die Machita hervor und steckte sie mir in den Mund.

Ein Biss genügte und die Erbse entfaltete ihre Kraft. Von einem Moment zum anderen fühlte ich mich wieder topfit. Selbst meine Kehle erholte sich.

Wie ein junger Grashüpfer sprang ich auf, gab dem Knochenhaufen noch einen Tritt und wandte mich meinem Lebensretter zu. »Danke, Hans ... aber, was machst du eigentlich hier?«

»Na ja, ich hatte Schüsse gehört und dachte mir, wenn ihr schon schießen könnt, kann es hier drin nicht so schlimm sein.«

Ich schlug ihm noch einmal lächelnd auf die Schulter, bevor erneut von der Treppe her Schritte erklangen. Doch diesmal waren es keine mordlüsternen Skelette, sondern Tanja Berner und Dave Logger.

»Was ist mit den Skeletten?«

»Futsch!«, antwortete meine Schweizer Kollegin. »Und wo geht's diesmal lang?«

Bevor ich etwas sagen konnte, übernahm Dave Logger das Wort. »Diesmal entscheide ich!«, sagte er und warf mir dabei ein schiefes Grinsen zu. »Wir gehen geradeaus.«

Ich erhob abwehrend meine Hände. »Keine Einwände.«

Erst jetzt schienen sie Hans Olo registriert zu haben. »Was machen Sie eigentlich hier, Herr Olo?«, fragte Tanja Berner.

»Ach, sagen Sie doch Hans!«, lockerte mein deutscher Kollege das Gespräch auf. »Ich wollte nur mal den Bewohnern Guten Tag sagen und ein paar Fragen stellen. Leider ...« Er wies auf die Reste des Skelettes, das mich vor Kurzem fast getötet hätte. »Leider haben Sie sich als nicht besonders gesprächig erwiesen.«

»Ja, so etwas in der Richtung haben wir auch erlebt«, sagte die Schweizerin, während sie ihren linken Arm hob, um mir einen bestimmten Gegenstand zu reichen. »Gehört das nicht dir, Jimmy?«

Ich nahm meine Desert Eagle endlich wieder in Empfang. »Ja, doch ... irgendwie kommt das Ding mir bekannt vor.« Meine Taschenlampe lag immer noch am Boden, bis ich sie im nächsten Moment aufhob und auf Schäden überprüfte. Glücklicherweise hatte wenigstens sie denn Treppensturz heil überstanden.

Ich umschloss meine Desert Eagle mit der rechten Hand, den Finger am Abzug. »So, nun werden wir den restlichen Bewohnern hier auch mal Hallo sagen.«

Meine drei Begleiter stimmten mir wortlos zu und so nahmen wir diesmal den mittleren der drei Gänge.

Diesmal drang uns kein Schmatzen entgegen, auch lebende Skelette oder ruhelose Geister hielten sich vornehm zurück. Stattdessen bemerkte ich, dass der Gang leicht anstieg. Gleichzeitig wurde die Höhle immer höher und breiter.

Als ich den Lichtstrahl über die Wände fahren ließ, entdeckte ich, dass da nicht einfach nur Gesteinsmassen zu sehen waren. Als wäre hier ein Bildhauer am Werk gewesen, erschienen im Schein der Taschenlampe zahllose dämonische Fratzen und grauenvolle Mutationen, als wären sie ge-

radewegs der Hölle entstieg. Nach den letzten Erlebnissen würde es mich nicht wundern, wenn diese Monster plötzlich zum Leben erwacht wären. Doch das blieb zum Glück aus.

Dafür fand der Gang schon bald ein abruptes Ende. Stattdessen breitete sich vor uns eine gewaltige Halle aus. Ich versuchte, die Höhlendecke anzuleuchten, aber der Strahl verlor sich in der unergründlichen Dunkelheit.

In die Wände der beinahe kreisrunden Halle waren weitere monströse Kreaturen geschlagen worden. Doch der wahre Blickfang befand sich in der Mitte des Raumes – ein gewaltiger schwarzer Thron, dessen mit flammenartigen Formen verzierte Lehne weit über unsere Köpfe hinaus ragte. Zwar saß niemand auf der ausladenden Sitzgelegenheit, aber irgendwie wurde ich das Gefühl nicht los, hier nicht allein zu sein (kaum verwunderlich, wenn man mit drei Bekannten einen Höhlenspaziergang macht).

Wie um meine Gedanken zu bestätigen, wölbte sich gut zehn Meter vor uns der steinerne Boden. Erst auf den zweiten Blick erkannte ich, dass dies nicht ganz richtig war. Eine menschliche Gestalt stieg aus dem mächtigen Gestein hervor. Eingehüllt war sie in eine lange schwarze Robe, die keinen Blick auf das Aussehen des Ankömmlings zuließ.

So langsam kam mir das ganze Szenario irgendwie bekannt vor. Ein riesiger schwarzer Thron, eine Gestalt in einer schwarzen Robe, die – und das erkannte ich erst jetzt – ihre linke, menschliche Hand zeigte, in der sich ein etwa ein Meter langer, roter Stab befand. *McShady ... McShady*, hallte es immer wieder durch meinen Kopf – und im nächsten Moment erinnerte ich mich wieder: Diese Gestalt war mir schon einmal erschienen, in einem Traum, der schon ei-

nige Zeit zurücklag. Auch damals war ich mit Hans Olo unterwegs gewesen, als es um ein Geheimprojekt in einem abgelegenen Waldsee gegangen war. Aber das hatte hiermit nichts zu tun. Diese Gestalt hatte damals nur ihren Kopf gezeigt. *Lange braune Haare, die ein relativ dünnes und knochiges Gesicht umspielten.* So hatte ich ihn damals gesehen. Dieser Mann hatte mich McShady genannt. *Verfluchter McShady* sogar. Und ein Fluch lag tatsächlich auf meiner Familie, begründet durch eine Tat meines Urahnen Geoffrey McShady, die schon mehr als 300 Jahre zurücklag.

Dieser Robenträger jedenfalls hatte mir einen alten Fehler vorgeworfen und meinen künftigen Tod angekündigt. Sollte diese Prophezeiung nun in Erfüllung gehen?

Plötzlich riss der Ankömmling sich die Kapuze vom Kopf. Zum Vorschein kam genau der Mann, den ich in Erinnerung hatte. Schon damals war er mir irgendwie bekannt vorgekommen. Doch diesmal durchfuhr mich die Erkenntnis wie ein Blitz – dieser Mann war ein von Borgh. Die Gesichtszüge waren unverkennbar, da brauchte ich mir nicht einmal das Gesicht seines Verwandten Victor vor Augen zu rufen. Victor von Borgh ... der Mann, der meine Eltern getötet hatte!

Ich hatte nicht gedacht, dass mich diese Geschichte noch einmal einholen würde. Nachdem ich mit dem Mörder abgerechnet hatte, hatte ich versucht, all die Geschehnisse von damals zu verdrängen. Doch nun war alles wieder da.

Ich spürte plötzlich, wie sich eine Hand auf meine rechte Schulter legte. Es war Dave Logger, der mich unterstützen wollte. »Er ist einer von ihnen, nicht wahr – ein von Borgh?«, flüsterte er.

»Ja«, antwortete ich, obwohl kaum mehr als ein Hauch

über meine Lippen drang.

»Andrew hat mir einmal ein Foto von Victor gezeigt.« Mein bester Freund atmete tief durch. »Du hast schon mal einen von Borgh besiegt, dann werden wir zu viert auch mit diesem hier fertig.«

Ich seufzte. »Das hoffe ich ...«

Dave wollte mir mit Sicherheit noch etwas sagen, doch da erklang ein Klatschen. Es war der Ankömmling, der uns Beifall zollte. Seinen Stab hatte er offenbar wieder weggesteckt.

»Bravo, bravo, Jimmy Spider!«, ließ er zum ersten Mal seine Stimme hören. »Oder sollte ich lieber McShady sagen? Wie auch immer du dich nennst, ich erkenne doch das Erbe deines Vorfahren Geoffrey. Na, klingelt etwas bei dir?«

»Ja, mein Handy.« Ich hatte mich wieder einigermaßen gefangen. »Es ist die Irrenanstalt von Dartmoor. Du hast dort eine Gruppensitzung verpasst, Freundchen.«

Der von Borgh wies drohend mit seinem linken Zeigefinger auf mich. »Glaube nur nicht, dass du mich mit deinen lockeren Sprüchen aus der Reserve locken kannst. Du nicht!« Er nahm seine Drohgebärde zurück und zog dafür erneut den roten Stab hervor. »So, nun wirst du sehen, wie meine Ankündigung wahr wird. Doch nicht nur du wirst sterben – zunächst einmal wirst du den Tod deiner Freunde mit ansehen.«

Wie eine Waffe hielt der Mann uns seinen Stab entgegen. Plötzlich schossen daraus drei gewaltige Blitze hervor. Jeder davon traf einen meiner Begleiter. Hans Olo, Dave Logger und Tanja Berner wurden von den gewaltigen Kräften bis an die Höhlenwände zurückgeschleudert, wo sie schlaff wie Puppen in einem Netz aus Blitzen hingen.

»Wer soll zuerst sterben, mein Freund? Du hast die freie Auswahl.« Von Borgh lachte wie irre auf. Sein gewaltiges Gelächter schallte durch die gesamte Halle.

»Du!«, schrie ich mitten in sein Lachen hinein, hob meine Desert Eagle an und schoss. Gleich drei Kugeln jagte ich ihm entgegen. Alle drei Geschosse trafen den Kopf des Mannes, der von der Aufprallwucht zurückgeschleudert wurde. Zurückgeschleudert, mehr aber auch nicht. Der Robenträger richtete sich wieder auf und gewährte mir einen Blick in sein Gesicht. Die Wunden, die die Kugeln eben noch gerissen hatten, heilten in Sekundenschnelle, bis sie kurz darauf komplett verschwunden waren.

»So nicht, McShady, so nicht! So besiegt man keine Magier vom Orden des roten Drachen.«

Langsam wurde es immer komplexer. Noch ein Magier? Hatten diese Typen gerade Hochsaison? Erst vor nicht allzu langer Zeit hatte ich einen dieser unfreundlichen Gesellen in Frankreich vernichten können. »Mit Magiern habe ich schon so meine Erfahrungen sammeln können«, antwortete ich. »Bisher steht es 1:0 für mich.«

»Ach, du meinst den alten Albert Northingale? Der war schon immer eine Niete. Es war schon ein Glück für ihn, dass er überhaupt in unseren Orden aufgenommen wurde.« Er grinste mich an. »Du fragst dich wahrscheinlich, woher ich das weiß. Nun, auch wenn ich lange im Fels dieser Höhle eingesperrt war, habe ich doch den Lauf der Welt weiter mitverfolgen können. Und so war es mir ein Leichtes, nachdem der alte Fluch von mir abgefallen war, dich in mein Refugium zu locken. Pech für all die Menschen, dass sie nicht früher die TCA um Hilfe gebeten haben. So sind sie eben meinem Freund Murog zum Opfer gefallen. Ihre

Seelen wurden zu ruhelosen Geistern und ihre Skelette zu meinen Dienern. Leider hast du Murog getötet, aber das war nur ein Tropfen auf den heißen Stein.«

»Wenn der Stein wirklich heiß gewesen wäre, könnten wir jetzt zusammen Spiegelei essen.«

Der Magier sah mich verständnislos an.

»Mit wem habe ich nun eigentlich die Ehre?«, fragte ich, um die drückende Stille zu unterbrechen.

Mein Gegenüber fand seine gute Laune wieder. »Das will ich dir gern sagen. Ich heiße Alexis von Borgh und bin der Urgroßvater deines geschätzten Freundes Victor.«

»Du warst es, um genau zu sein.«

Alexis von Borgh hob nur lässig die Schultern. »Wie auch immer, nun ist die Zeit gekommen, Abschied zu nehmen. Also, welcher von deinen drei Freunden darf als Erstes den Weg ins Jenseits antreten?«

»Nimm mich!«, schrie plötzlich Hans Olo, der wohl doch nicht so ganz ohnmächtig war.

»So, ein Freiwilliger.« Der Magier kicherte vor sich hin. »Nun, da will ich mal nicht so sein.«

Er hob seinen roten Stab an und schrie: »Stirb!«

Ich wollte schon vor Schrecken die Augen schließen, als der mächtige Blitz auf meinen deutschen Freund zuschoss, da geschah es. Ein zweiter Blitz zischte aus der unergründlichen Schwärze an der Höhlendecke hervor und traf genau das magische Geschoss des Magiers. Eine gewaltige, strahlend weiße Explosion blendete mich für einen Augenblick. Als ich wieder sehen konnte, galt mein erster Blick Hans Olo. Außer dem zuckenden Netz, das ihn noch immer festhielt, war er unversehrt.

»Was zum ...«, entfuhr es meinem Gegner, als er plötzlich

eine Gestalt entdeckte, die von der Höhlendecke hinab schwebte. Der Ankömmling sah aus wie ein Mann um die 50, hatte mittellanges, schlohweißes Haar und trug einen langen braunen Mantel, der mehr ins 19. Jahrhundert gepasst hätte. »Valerius«, flüsterte Alexis von Borgh.

Der Angesprochene lächelte nur, nickte mir zu und wandte sich wieder dem wiedererwachten Magier zu.

Ich wollte mich schon in das Duell einmischen, da spürte ich einen eisigen Hauch, der über meinen Rücken glitt.

»Das ist nicht dein Kampf, Jimmy«, erklang von rechts eine mir wohlbekanntere Stimme. Ich drehte mich herum – und erblickte niemand anderen als meinen Urahn Geoffrey McShady. Außer dass seine Gestalt kalkweiß und durchscheinend war, sah er noch genauso aus wie auf dem Schiff in den Wolken, als wir uns zum ersten Mal begegnet waren.

»Hallo, mein Freund«, flüsterte der ehemalige Kapitän der *Cursed Virgin* mir zu.

»Geoffrey ... es, es ist schön, dich ... wiederzusehen.«

»Tja, wie du siehst, bin ich nicht mehr der Fitteste, aber du sollst wissen, dass ich immer noch ein Auge auf dich habe. Erinner dich nur an den reimenden Kobold.«

Dieser Wicht mit seinen dämlichen Gedichten ging mir natürlich nicht aus dem Kopf. So einen Fall von Talentlosigkeit erlebte man auch nicht alle Tage.

»Was ... hat das alles zu bedeuten? Weißt du vielleicht, wer der zweite Magier ist?«

»Natürlich«, antwortete Geoffrey McShady. »Dank ihm konnte ich überhaupt hier erscheinen. Er ist der Magier, von dem ich dir damals auf meinem Schiff erzählt habe. Der, den ich gerettet hatte und der von einer finsternen

Macht gejagt wurde. Nun weißt du auch, wer diese finstere Macht war: Der Orden des roten Drachen. Ein Zirkel mächtiger Schwarzmagier, die gemeinsam nach der Weltherrschaft strebten – und nun wieder streben. Sir Albert Northingale war einer von ihnen. Ihn hatte Valerius einst ebenso verflucht wie Alexis von Borgh und noch einige andere. Allerdings besagt ein Gesetz der Magier, dass einer von ihnen nicht einen anderen töten darf. Und so erwachen die Mitglieder des Ordens nun langsam alle wieder zum Leben. Auch gegen Northingale wollte Valerius antreten, doch da bist du ihm zuvorgekommen.«

Ich grinste. »Man tut, was man kann.«

»Bei Alexis von Borgh liegt der Fall anders. Nicht nur, dass Valerius diesmal rechtzeitig erschienen ist, der Schwarzmagier Alexis von Borgh ist auch viel mächtiger als sein englischer Kollege. Aber gegen Valerius hat er allein keine Chance. Sieh hin!«

Ich richtete meinen Blick wieder auf die zwei Magier. Sie befanden sich wohl mitten in einem Duell, auch wenn es zunächst nicht so aussah. Valerius hielt seine Handflächen seinem Gegner entgegen, während dieser versuchte, seinen Stab zum Einsatz zu bringen.

Doch die Kräfte des Alexis von Borgh reichten nicht aus. Dennoch legte er noch einmal alle Kraft in einen gewaltigen Blitz.

Der Strahl durchbrach die magische Schutzwand, die Valerius aufgebaut hatte, und schleuderte ihn gegen die Höhlenwand. Doch der Magier fiel nicht. Stattdessen erhob er erneut seine Handflächen. »Gehe dorthin zurück, wo du so lange geruht hast! Ich verfluche dich, weitere einhundert Jahre in dem Gestein deines Schlosses zu verbringen. Exi-

tus!«

Sein letztes Wort ging in einem infernalischem Rauschen unter. Ein gewaltiger Windstoß verließ Valerius' Handflächen und raste seinem Gegner entgegen.

Alexis von Borgh wurde nun seinerseits zurückgeschleudert. »Nein, nein, nicht schon wieeeeeder!«, schrie er, doch es war vergebens. Das Gestein war kein Hindernis für ihn. Ohne Widerstand drang sein Körper hinein und verschwand auf Nimmerwiedersehen.

Gleichzeitig lösten sich auch die magischen Fesseln, die meine Freunde bisher umschlossen hatten. Sie konnten nun wieder auf eigenen Beinen stehen – zwar etwas wacklig, aber immerhin.

Ich wandte meinen Blick wieder Valerius zu. Der alte Magier lächelte. »Du siehst, Jimmy Spider, ich vergesse niemals, wer mir einmal das Leben gerettet hat.« Dann nickte er Geoffrey McShady zu. »Komm, mein Freund, wir machen uns wieder auf den Weg. Ich habe noch einen Termin bei Konfuzius.«

Der Geist meines Vorfahren glitt an mir vorbei, drehte sich aber noch einmal zu mir um. »Diese Gefahr ist gebannt, aber vergiss nicht, was ich dir über diese mysteriöse Wolke erzählt habe. Sie ist noch immer dort draußen, und eines Tages wirst auch du sie zu Gesicht bekommen. Und vergiss eines dabei nicht: Alles hängt zusammen ...«

Nach diesem Satz drehte sich mein Vorfahre wieder herum und glitt auf Valerius zu. Der Magier lächelte, legte seinen rechten Arm um Geoffreys Schulter und löste sich einfach auf. Auch der Kapitän der Cursed Virgin verschwand im Nichts.

Von hinten tippte mich jemand mit dem Finger an. Es war

Hans Olo, der sich wieder einigermaßen erholt hatte. »Das war ja besser als Kino. Jetzt brauche ich aber erst mal eine große Bratwurst«, sagte er, bevor er sich dem Ausgang zuwandte.

Dave Logger folgte ihm, allerdings nicht ohne mir noch mal zuzuzwinkern.

Schließlich stand Tanja Berner vor mir. »So, jetzt will ich aber wissen, was es mit diesen von Borghs, McShadys und all den Magiern auf sich hat. Du bist mir einige Erklärungen schuldig.«

Ich atmete tief durch. Irgendwie hatte sie ja recht. Und plötzlich kam mir eine Idee, wie sich dies alles in Wohlgefallen auflösen würde. »Also gut – ich werde dir alles erzählen. Unter einer Bedingung.«

»Und die wäre?«

»Wir veranstalten ein zweites Rendezvous, aber diesmal in meiner Wohnung. Ein schönes Dinner bei Kerzenschein.«

Erst wollte Tanja Berner mir etwas schroff entgegnen, dann hielt sie für einen Moment inne und lächelte schließlich. »Gut, abgemacht.« Mit einem Schritt stand sie neben mir und hakte sich bei mir ein. »Und wer kocht?«

»Ich natürlich. Ich bin noch ein wahrer Gentleman.«

»Wer's glaubt«, sagte sie und lachte. Ich stimmte mit ein.

Während wir gemeinsam dem Ausgang entgegen schritten, zog ich ein zweites Etui aus meinem Jackett hervor, griff mir eine Siegerzigarre und zündete sie genussvoll an.

Und nach Feiern war mir jetzt wirklich zumute ...

\*\*\*

## Jimmy Spider und die Schatten der Vergangenheit

*Es war dunkel in dem Schrank. »Die Dunkelheit tut dir nichts, Jimmy«, hatte meine Mutter immer gesagt. »Sie ist dein Freund. Sie bietet dir Schutz. Nichts und niemand kann dir etwas tun, wenn du dich in der Dunkelheit versteckst.«*

*Diese Worte schossen mir durch den Kopf, als ich versuchte, die dennoch aufkommende Furcht vor dem ungewissen Dunkel zu überwinden. Dann erschienen wieder die Stimmen, die mich in dieses Versteck getrieben hatten.*

*»Finnegan?«*

*»Ja?«*

*»Du übernimmst das Schlafzimmer, ich das Wohnzimmer.«*

*»Okay.«*

*Die Stimmen klangen rau. Rau und böse. Das Böse hatte sich in unser Haus geschlichen und keiner war vor ihm sicher. Oder doch?*

*Der Schrei eines Mannes erklang. »Was zum ...«*

*Ich hörte ein Klatschen, zuckte zusammen, dann herrschte Stille.*

*Wieder erklang ein erschreckter Schrei, diesmal der einer Frau. »Mommy«, flüsterte ich in die Dunkelheit hinein.*

*Erneut erklangen Schreie, diesmal aus dem Schmerz geboren. Sie gingen über in ein grausiges Jammern, das mich erneut zusammenzucken ließ.*

*»Schatz! Oh Gott, was passiert hier ...?«, hörte ich die Stimme meiner Mutter.*

*Wieder klatschte etwas. »Klappe zu!«, rief ein Mann.*

*Etwas klackte. »Also ...«, erklang eine weitere Männerstimme. »Eine Frage: Wo steckt euer Sohn?«*

*Schweigen. Dann klatschte erneut etwas. »Ich hab euch etwas gefragt.«*

»Schon gut ... schon gut – bitte!«, beschwichtigte mein Vater.  
»Er ist bei seinem Freund, Timmy Henderson, in Glasgow ... er macht dort Urlaub ... bitte!«

»Dein Flennen hilft dir auch nichts.«

Leises Gemurmel erklang. Schließlich sprach wieder einer von ihnen. »Sehr schade. Aber was soll's. Verabschiedet euch von eurem armseligen Leben. Möchtest du, Finnegan?«

»Nein, die Ehre überlasse ich dir.«

Jemand lachte. Dann erklang ein Plopp, als hätte jemand eine Flasche geöffnet. Und noch einmal: Plopp.

Ich nahm all meinen Mut zusammen, kroch an die Schranktür heran und versuchte, durch das Schlüsselloch einen Blick nach draußen zu werfen.

In diesem Moment passierte es. Mit brachialer Gewalt wurde die Schranktür aufgerissen. Vor mir erschien ein riesig wirkender Mann mit schulterlangen Haaren und einem triumphalen Grinsen im Gesicht.

Seine linke Hand umfasste ein gewaltiges Messer. »Stirb jetzt, Jimmy Spider!«, rief er und ließ das Messer auf mich niedersausen.

Ich schrie und schrie und schrie und ...

\*\*\*

... wachte auf!

Sofort wusste ich, dass es nur ein Traum gewesen war. Obwohl - eigentlich nur das Ende. Der Rest ...

Ich schüttelte mich einmal durch. Dieser Albtraum war eigentlich ein Relikt früherer Jahre, aber die Ereignisse des letzten Falles hatten ihn wieder aus dem Unterbewusstsein hervorgeholt.

Langsam aber sicher fiel mir auch wieder ein, wo ich war und was ich gerade tat. Ich hatte für einen besonderen Gast ein besonderes Essen mit besonderen Zutaten zubereitet. Danach war ich ziemlich müde gewesen, sodass ich mich für ein paar Minuten auf meine Couch gelegt hatte. Da hatte mich die Müdigkeit übermannt und in diesen nicht gerade zur Erheiterung dienenden Traum gezogen.

Nach einer Weile richtete ich mich endlich wieder auf.

Undurchdringliche Finsternis umgab mich. Es war, als würde ich durch das Weltall schweben, ohne Ziel und ohne Richtung. Orientierungslos taumelte ich umher, verzweifelt nach einem Ausweg suchend.

*Nicht schon wieder*, dachte ich. Aber das war ganz sicher kein Traum.

Von irgendwoher erklang ein schriller Ton. Mit ausgestreckten Armen versuchte ich mich voranzutasten, während der Ton ein zweites Mal erklang.

Nach einer nicht enden wollenden Suche schaffte ich es – ich fand den Lichtschalter.

Der Schein der kleinen Birne erleuchtete mein Wohnzimmer, in dem ich vor wenigen Sekunden noch wie blind umhergeirrt war. Das helle Licht sorgte dafür, dass ich endgültig wach wurde und die düsteren Gedanken aus meinem Kopf vertrieben wurden.

Nun endlich konnte ich mich auch um den schrillen Ton kümmern, bei dem es sich um nichts anderes als die Haustürklingel handelte. Ich betätigte einen Knopf, der die Tür öffnete.

Im Bildausschnitt der Überwachungskamera sah ich meine Besucherin: Tanja Berner.

Ich hatte ihr bereits erklärt, dass sie in den dritten Stock

musste.

Langsam bewegte ich mich in Richtung Tür und öffnete sie schließlich. Genau im richtigen Moment, denn in eben dieser Sekunde trat mir die Schweizerin entgegen. Sie trug einen dunkelroten Wollpullover, eine blaue Jeans und weiße Turnschuhe. Möglicherweise nicht die allerüblichste Verkleidung für ein Rendezvous, aber es sollte ja auch ein möglichst natürlicher Abend werden. Ganz im Gegensatz zu unserer Verabredung im *Starlight Inn*.

Ihre braunen Haare fielen Tanja Berner bis zu den Schultern. Sie ummantelten ein wunderschönes Gesicht, das mich verschmitzt anlächelte.

»Willst du mich nur anstarren oder mich auch hereinlassen, Jimmy?«, fragte sie zur Begrüßung.

»Am liebsten beides«, antwortete ich ebenfalls mit einem Lächeln im Gesicht.

Um auch die andere Hälfte meines Wunsches zu erfüllen, gab ich ihr den Weg frei.

Die Schweizerin trat ein und blickte sich zunächst etwas verwundert um. Währenddessen schloss ich die Tür wieder.

»Was ist los?«, fragte ich meinen Gast.

Die Schweizerin hob die Schultern. »Irgendwie ...«, begann sie, »hab ich mir deine Wohnung ganz anders vorgestellt.«

»Wie denn?«

»Naja ... etwas chaotischer.«

Chaotisch war meine Wohnung nun wirklich nicht. Ganz im Gegenteil – alles stand sauber an seinem Platz. Die sehr breite schwarze Couch, die prall gefüllten Bücherregale, der beige Teppichboden und die Bilder an den Wänden.

Zudem hing an der Decke eine afrikanische Totenmaske, die allerdings von dem Vorbesitzer der Wohnung stammte. Ich hatte die Wohnung damals nur unter der Bedingung beziehen dürfen, dass ich die Maske hängen ließ.

Angeblich hatte sie einem senegalesischen Fruchtbarkeitspriester gehört. Da konnte ich mir meinen Teil denken, warum der Vorbesitzer sie unter die Decke gehängt hatte. Na ja, zu dieser Zeit hatte es noch keine kleinen blauen Pillchen gegeben, stattdessen hatte man auf Hausmannskost zurückgegriffen. Da kam einem natürlich sofort eine uralte Totenmaske in den Sinn.

»Du hättest einfach mal Dave fragen können. Er kennt sich hier bestens aus.« Mein alter Freund und Kollege Dave Logger hatte uns bei unserem letzten Fall begleitet, welcher letztendlich zu diesem Abendessen geführt hatte.

Tanja Berner zwinkerte mir zu. »Ich wollte mich eben überraschen lassen.«

»Möchtest du noch mehr Überraschungen?«

»Immer.«

»Dann zeige ich dir mein Arbeitszimmer.«

Ich ging vor und durchquerte das Wohnzimmer. Danach wandte ich mich nach links, öffnete eine weitere Tür und schaltete das Licht an.

Mein Blick und der meiner Begleiterin fielen auf einen etwa fünfzehn Quadratmeter großen Raum mit einem einzelnen Fenster, vor dem sich mein Schreibtisch befand. Gesäumt wurde er von mehreren gut zwei Meter hohen Schränken, in denen sich teils Akten vergangener Fälle, teils aber auch für die TCA unbrauchbar gewordene Artefakte befanden, die ich nicht unbedingt zum Recycling hatte freigeben wollen.

Besonders interessierte Tanja Berner aber das Poster, das rechts neben dem Schreibtisch hing. Es zeigte mich in einer Hängematte am Strand von Tahiti. Das Bild hatte einst meine (damals noch nicht) Ex-Frau gemacht, während sich unsere kleine Tochter im Wasser vergnügt hatte. Für einen kurzen Moment dachte ich daran, sie mal wieder zu besuchen, aber dann verwarf ich den Gedanken wieder. So wie es war, war es für uns alle besser.

Das Interessante an dem Bild aber war der Text, der im unteren Drittel des Posters zu lesen war: I WANT TO BELIEVE.

»Was soll das denn heißen?«, fragte Tanja Berner etwas verwirrt.

»Dass ich die Hoffnung noch nicht ganz aufgegeben habe, irgendwann mal von der TCA einen Urlaub genehmigt zu bekommen.«

»Dann träum mal schön weiter«, fügte die Schweizerin hinzu.

Das tat ich auch, allerdings wanderten meine Gedanken wieder zu einem anderen Thema: das Essen. In der Küche köchelte eine Weißwein-Garnelen-Suppe vor sich hin, während es sich ein Entenfilet im Solarium darunter gemütlich gemacht hatte. Dazu sollte es eine Polenta geben, wobei ich da noch meine Bedenken hatte, nachdem ich mir infolge meines letzten Versuchs, dieses Gericht zuzubereiten, eine neue Küche hatte zulegen müssen. Das kam eben davon, wenn man vor Wut ob des Nichtgelingens auf einen harmlosen Topf schoss.

Das rieb ich der Schweizerin aber lieber nicht unter die Nase.

Diesen Gedanken folgend, verließ ich mein Arbeitszim-

mer wieder. »Ich werde mal kurz in die Küche gehen und schauen, was das Essen macht.«

»Dann werde ich mich mal im Esszimmer umsehen«, antwortete Tanja Berner.

Mein Gang in die Küche war schnell erledigt. Die Suppe kochte völlig normal, die Ente würde noch ein wenig Hitze vertragen können und das Dessert im Kühlschrank, eine Schokoladenmousse, war sowieso schon fertig. Eigentlich konnte da gar nichts mehr schiefgehen. Eigentlich.

Ein plötzliches *Ping* machte mich darauf aufmerksam, dass die Garnelen nun lange genug im Whirlpool gebadet hatten. Ich stellte die Herdplatte aus, griff mir zwei Lappen, hob den Topf an und nahm ihn mit ins Esszimmer.

Wenn man sich über eines bei der TCA nicht beschweren konnte, dann war es die Tatsache, dass man als Mitarbeiter dieser Institution eine geradezu opulent wirkende Wohnung zur Verfügung gestellt bekam. So war es auch zu erklären, warum ich selbst für ein Esszimmer einen Raum frei hatte.

In besagtem Raum saß bereits Tanja Berner und wartete sehnsüchtig – ob auf das Essen, auf mich oder eine Erklärung zu dem letzten Fall, das konnte ich nur raten. Jedenfalls strahlten ihre Augen, als ich den Topf auf einem Untersatz in der Mitte des Tisches abstellte, den Deckel anhob und ihr mit einem großen Löffel eine erste Portion Suppe einschenkte.

»Was gibt es eigentlich Schönes?«, fragte die Schweizerin.

»Ob es etwas Schönes ist, weiß ich nicht, aber in jedem Fall ist es eine Garnelen-Weißwein-Suppe.«

»Klingt nicht schlecht.« »

»Vielleicht würde es noch besser klingen, wenn ich *Süpli*

sagen würde.«

Der Blick, der mich daraufhin traf, hätte selbst die heiße Suppe in einen Eiswürfel verwandelt.

»Nur ein Scherz«, versuchte ich ihre Gemütslage wieder etwas aufzutauen.

Tanja Berner schien davon wenig überzeugt. »Das will ich auch hoffen.«

Schweigend schenkte auch ich mir etwas von der Suppe ein, setzte den Deckel wieder auf den Topf und mich auf meinen Stuhl. »Wohl bekomm's«, gab ich noch zum Besten.

Beide begannen wir, die Suppe zu löffeln. Nach den ersten Bissen beziehungsweise Schlucken merkte ich schon, dass mich das Kochbuch nicht betrogen hatte – die Suppe schmeckte wirklich sehr gut.

Tanja Berner sah das offensichtlich genauso. »Kaum zu glauben.«

»Was?«

»Dass das von dir ist. Hast du das wirklich selbst gekocht?«

»Nein, ich hab Gordon Ramsay entführt und in meiner Küche eingesperrt.«

Die Schweizerin schenkte mir einen vielsagenden Blick.

Vor Genuss schweigend aßen wir auch den Rest der Suppe. Bevor ich fragen konnte, ob sie noch Nachschub haben wollte (ich in jedem Fall), hielt sie mich auf.

»So, bevor du weiter gepflegte Ablenkung betreibst, will ich jetzt doch mal ein paar Antworten haben.«

»Zu Gordon Ramsay?«

Auf Tanja Berners Gesicht entstand ein schiefes Lächeln. »Nein, Jimmy«, antwortete sie. »Zu unserem letzten Fall: Wer sind diese von Borghs? Was hat der Name McShady

zu bedeuten? Wer war der Geist, mit dem du gesprochen hast? Und warum zum Henker machst du so ein gewaltiges Geheimnis daraus?«

Die Schweizerin hatte sich ein wenig in Rage geredet, merkte das aber sofort und entschuldigte sich.

»Schon gut«, wiegelte ich ab. »Dafür sind wir ja unter anderem hier, damit ich dir alles erkläre.«

»Okay, ich bin gespannt«, sagte die Schweizerin, während sie ihre Arme auf den Tisch legte und die Position einer gespannten Zuhörerin einnahm.

»Wo soll ich anfangen?«

»Am besten am Anfang.«

»Also gut ...« Ich atmete einmal tief durch. Besonders gerne redete ich nicht über meine Vergangenheit und vor allen Dingen über diesen Abschnitt, aber zum einen schwebte er immer wie ein Schatten über mir und zum anderen war das wohl die Grundvoraussetzung dafür, dass sich Tanja auch mir öffnete.

»Es war einmal ein ...«

»Jimmy!«

»Entschuldige«, versuchte ich meinen kleinen Scherz zu verschleiern. »Also, alles fing im Prinzip damit an, dass sich meine Mutter von meinem leiblichen Vater – unserem herzallerliebsten Sir Gerald Spider – trennte. Mein Vater war und ist, wie du vielleicht schon bemerkt hast, eine ziemlich einnehmende Persönlichkeit. Einnehmend bedeutet hierbei herrschsüchtig, kontrollfanatisch und äußerst arrogant. Zumindest ist er das als Top-Agent der TCA geworden. Der daraus folgende Streit fand sein vorläufiges Ende dadurch, dass sich meine hochschwängere Mutter von ihm trennte.«

Ich unterbrach meine Rede kurz und trank einen Schluck Wasser, um die Spannung zu steigern. »Meine Mutter nahm wieder ihren Geburtsnamen an: Rita McShady.«

Tanja Berner horchte auf. Offenbar hatte ich damit schon eine ihrer Fragen angerissen.

»Sie zog aus Manchester weg und zurück nach Schottland. In einer kleinen Stadt ließ sie sich nieder, gemeinsam mit Quentin Tremaine, einem früheren Freund meines Vaters, der auch zu ihrem besten Freund geworden war. Doch dabei blieb es nicht. Die beiden verliebten sich ineinander und beschlossen, das Kind gemeinsam großzuziehen.

So kam es dann auch: Ich wurde geboren, wuchs heran und sah Quentin Tremaine genauso als meinen Vater an wie Rita McShady als meine Mutter, obwohl sie mir schon früh die Wahrheit gesagt hatten. Alles lief normal, es war eine wunderbare Zeit. Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie wohl ich mich gefühlt hatte, bis zu dem Tag, an dem sich alles änderte ...«

Die Schweizerin hörte mir offenbar sehr gespannt zu. Aber sie zeigte auch Verständnis für meine Lage. »Wenn du darüber nicht reden willst ...«

Ich winkte ab. »Nein, nein. Du bist hier, um die Wahrheit zu hören, und die werde ich dir auch erzählen.«

Ich berichtete ihr von den Ereignissen in jener Nacht, von der ich vor wenigen Minuten noch sehr intensiv geträumt hatte. Nur mit dem kleinen Unterschied, dass mich der Killer (seinen Namen Victor von Borgh hatte ich im Gegensatz zu dem seines Partners Finnegan erst viel später erfahren) damals nicht in meinem Versteck im Schrank entdeckt hatte.

»Nachdem die beiden gegangen waren, hatte ich mich

zwei Tage lang im Schrank versteckt, bis mich schließlich mein leiblicher Vater dort gefunden hat.«

Tanja Berner war sichtlich schockiert von dem, was ich ihr erzählt hatte. »Es ... es tut mir so leid.«

»Was denn? Ist etwas mit der Suppe nicht in Ordnung?«

»Nein ... ich meine, wenn ich gewusst hätte, was alles dahinter steckt und was ich dich alles gezwungen habe erneut zu durchleben, dann ...«

»... hättest du nicht gefragt? Nein, es ist schon besser so. Wir sind ein Team und da sollten wir keine Geheimnisse voreinander haben.«

»Na gut.« Überzeugt schien die Schweizerin von meinen Worten nicht zu sein.

»Und da du nun schon hier bist, werde ich dir auch den Rest meiner Geschichte erzählen.« Ich trank noch einen Schluck Wasser, bevor ich meinen Bericht fortsetzte. »Da meine Eltern tot waren, nahm mich *Sir Gerald* wieder unter seine Fittiche. Du musst wissen, damals war er noch ein sehr aktiver Agent und Albert Scarfe sein Partner. Beide sorgten dafür, dass mich mein Lebensweg schnurstracks in Richtung TCA führte. Aber mit der Zeit keimte in mir ein Wunsch immer weiter heran: Der Wunsch nach Rache. Mein Vater wusste davon, wollte mich aber immer – zu meinem Wohle – davon abhalten. Aber der Wunsch ließ mich nicht los, selbst als ich schon eine Frau kennengelernt und mich mit ihr verlobt hatte.

Du kennst Dave Logger ja ziemlich gut, er ist mein bester Freund, aber kennst du auch seinen Bruder Andrew?«

Tanja Berner schüttelte den Kopf. »Er hat mir nie von ihm erzählt. Warum?«

»Andrew Logger war Mitglied des MI6. In dieser Funkti-

on besaß er Informationen, die selbst für die TCA zu geheim waren. Informationen über Terroristen, Gangsterbosse, Auftragskiller ... und damit auch über diesen Finnegan. Es war bekannt, dass er ein Scharfschütze war und als rechte Hand eines gewissen Victor von Borgh diente. Von Borgh, anfangs nur ein einfacher Killer, hatte sich in den Jahren nach dem Mord an meinen Eltern eine eigene kleine Privatarmee aufgebaut: Die Guardia Azul, die blaue Garde. Als Anführer dieser vor allem, aber nicht nur in Südamerika tätigen Truppe war er in Waffendeals, Auftragsmorde, Menschenhandel und einige weitere Dinge verstrickt.

Als ich ein Foto von ihm sah, wusste ich es sofort: Er war der Mörder meiner Eltern!«

»Und was hast du dann gemacht?«

»Das ...« Meine Gedanken begannen zu kreisen, als ich mich an die damaligen Ereignisse erinnerte. »... ist eine andere Geschichte.«

\*\*\*

*Elf Jahre zuvor*

Die Hitze war kaum zu ertragen. Die Luft flimmerte förmlich und selbst an den schattigsten Plätzen in diesem Wald fühlte es sich an wie in einem Hochofen.

Im Hintergrund war das monotone Rauschen des Wasserfalls zu hören. Ich nahm das Geräusch hin, denn im Moment interessierte ich mich nur für eine Sache.

In etwa einhundertfünfzig Metern Entfernung war ein Gebäudekomplex, eine ausladende Villa, zu sehen. Dort sollte sich der Mann aufhalten, der mein gesamtes Denken

beherrschte: Victor von Borgh.

Und nicht nur er, auch sein Assistent Finnegan, vier weitere Mitglieder der Guardia Azul sowie der Besitzer der Villa, der kolumbianische Drogenbaron Alfonso Hierro und zwei Dutzend seiner Männer (möglicherweise auch Frauen, um nicht diskriminierend zu wirken) befanden sich dort, um einen Drogendeal durchzuziehen.

Das MI6 hatte durch einen Informanten Wind von dem Treffen bekommen und sein bestes Team ausgesandt, um die Guardia Azul und das Hierro-Kartell mit einem einzigen Schlag außer Gefecht zu setzen. Dank meiner Freundschaft mit Dave und auch Andrew Logger – und natürlich meiner Vorgeschichte mit Victor von Borgh – hatte man mich trotz meiner relativen Unerfahrenheit an dieser Mission teilhaben lassen.

Das Team bestand aus insgesamt acht Mitgliedern, Andrew Logger und mich eingeschlossen. Von meinem Freund sah ich zurzeit nur seine kurzen schwarzen Haare und seinen Nacken. Der MI6-Agent und Teamleiter spähte mit einem Fernglas das vor uns liegende Gebäude aus.

Bisher war es noch zu keinem Feindkontakt gekommen, was sich im nächsten Augenblick aber änderte. Eine besonders große und vorwitzige Steckmücke erschien vor meinem Gesicht und suchte sich ausgerechnet meine Nase als Landeplatz aus.

Für einen Moment überlegte ich, ob ich den kleinen Blut-sauger mit meiner MAC-10 verscheuchen sollte, aber dann entschied ich mich doch für eine wesentlich unblutigere Version – ich schnippte sie einfach weg.

Der davonfliegende Körper traf ein weiteres Ziel: Das Gesicht einer braunhaarigen Frau. Die MI6-Agentin gab einen

leisen Schrei von sich, während sie die Reste des Insekts aus ihrem Gesicht strich.

Andrew Logger drehte sich herum und warf mir einen vielsagenden Blick zu. Sein Gesicht ähnelte dem seines Bruders, allerdings wirkte seines viel straffer und angespannter.

Ich hob die Schultern, wie um zu sagen: *Was denn?*

Mein Freund schüttelte nur den Kopf und wandte sich wieder in die Richtung der Villa.

Die braunhaarige Schönheit, Alicia Silver, fixierte mich mit einem bösen Blick.

»Entschuldigung«, flüsterte ich. »Dafür gebe ich Ihnen später einen aus.«

»Da müssen Sie aber tief in die Tasche greifen«, flüsterte sie zurück, während sich ihre Gesichtszüge wieder entspannten.

Neben Silver waren noch vier Männer und eine weitere Frau an der Mission beteiligt. Noch versteckten wir uns gemeinsam im Unterholz, aber schon in wenigen Minuten würden wir uns in zwei Vierergruppen aufteilen. Das hatte Andrew Logger bereits bei der Einsatzbesprechung festgelegt.

Mein Freund steckte das Fernglas wieder weg, drehte sich zu uns herum und gab uns flüsternd seine Beobachtungen wieder. »Wir müssen aufpassen – Hierro hat um die Villa herum mindestens vier und auf deren Dach ebenfalls zumindest vier Wachen postiert, möglicherweise sogar mehr. Unser Ziel ist es, möglichst unbemerkt in die Villa zu gelangen. Das bedeutet, die Wachen im Wald möglichst früh und vor allem *leise* auszuschalten.«

Dabei warf es ausgerechnet mir einen schiefen Blick zu,

dem ich mit einem Zwinkern entgegnete.

»Die Wachen auf dem Dach der Villa sollten nur im Notfall ausgeschaltet werden. Unser Ziel ist es, möglichst unauffällig in das Gebäude zu gelangen. Gruppe 1, also Bell, Simmonds, Spider und ich, werden durch den linken Nebeneingang in das Gebäude eindringen.« Er wies dabei auf eine aus dieser Entfernung nur undeutlich zu erkennende Tür etwas versetzt neben dem Haupttor. »Gruppe 2 mit Gutierrez, Chong, Frost und Silver wird den Lieferanteneingang ...« Er wies auf eine weitere Tür. »... nehmen. Gutierrez?«

»Ja, Sir?« Ein braun gebrannter, muskulöser Glatzkopf erhob sich ein wenig.

»Sie übernehmen die Führung der Gruppe. Denken Sie alle immer daran: Beschränken Sie den Funkkontakt auf ein Minimum, denn nur so bleibt das Überraschungsmoment auf unserer Seite. Und falls jemand fragt – die Überwachungskameras werden durch diesen Sender ...«, er hielt ein kleines rechteckiges Gerät in die Höhe, »gestört, sobald ich ihn gleich aktiviere. Das bedeutet, wir haben nur wenige Minuten Zeit, um in das Gebäude einzudringen und die Zielpersonen zu finden, bevor das Sicherheitspersonal eingreifen wird. Noch Fragen?«

Ich hob meine linke Hand.

Andrew Logger verdrehte die Augen. »Was denn noch?«

»Wissen wir, wo ungefähr sich die ... *Zielpersonen* ... aufhalten?«

»Eine gute Frage. Den Annahmen des MI6 zufolge findet das Treffen in einem Saal etwa im Zentrum der Villa statt. Da uns jedoch keine genaueren Daten über die Lage dieses Saals vorliegen, werden wir uns wohl oder übel von Raum

zu Raum dahin vorarbeiten müssen.«

Wenn das mal keine rosigen Aussichten waren. Acht Agenten gegen zweieinhalb Dutzend bis an die Zähne bewaffnete Gangster. Wenn meine Verlobte davon erfahren würde, würde sie mich wahrscheinlich eigenhändig umbringen. Ich hatte ihr erzählt, die TCA würde einen Betriebsausflug zu den Niagarafällen unternehmen. Nun, genauer betrachtet war das auch nicht allzu weit von der Wahrheit entfernt.

»Vorrücken auf mein Zeichen«, gab Andrew Logger zu verstehen.

Er machte eine entsprechende Handbewegung. Es begann also.

Die andere Gruppe entfernte sich bereits einige Meter von uns, während wir Baum für Baum vorrückten. Mit einem Seitenblick erspähte ich John Bells von Anspannung gezeichnetes Gesicht. Wie wir alle trug auch er eine kugelsichere Weste, die sich bei diesen hohen Temperaturen sehr positiv auf die Schweißproduktion auswirkte. Bell nickte mir kurz zu, dann rückten wir weiter vor.

Etwas knackte. Alle Teammitglieder verharrten sofort in ihrer Position.

Etwa fünf Meter vor uns erschien ein braun gebrannter Mann in einem braunen Tarnanzug, der eine MP im Anschlag hielt. Ob er uns gesehen hatte, wusste ich nicht, in jedem Fall wirkte er recht nervös. Immer wieder zuckte er herum, auf der Suche nach einem Ziel.

Als er sich wieder in unsere Richtung wandte, passierte es. Ein leiser Schuss erklang, kurz darauf färbte sich die linke Brustseite des Mannes rot. Lautlos brach er zusammen.

»Vorrücken!«, erklang es leise aus dem Mikro in meinem

Ohr.

Wer den Mann erschossen hatte, wusste ich nicht, letztendlich war es mir aber auch egal. Hauptsache, er konnte niemandem von unserer Ankunft berichten.

Der Schuss schien nicht gehört worden zu sein. Die MP5 meiner Begleiter waren wie meine MAC-10 mit Schalldämpfern ausgerüstet. Nur die Desert Eagle, die ich in einem Holster an meiner Hüfte trug, besaß dieses Extra nicht. Allerdings hatte ich sie auch nur für eine einzige Person mitgenommen.

Bell, Simmonds, Logger und ich rückten weiter vor. Baum für Baum näherten wir uns der Villa. Die Büsche waren hier zum Glück derartig dicht gewachsen, dass man uns von dem Gebäude aus nur erkennen konnte, wenn man sich ganz genau auf die Bewegungen der Pflanzen konzentrierte. Doch dass sich in der Villa gerade jemand für botanische Merkwürdigkeiten interessierte, bezweifelte ich stark.

Nach etwa zwei Minuten hatten wir den Seiteneingang fast erreicht.

In diesem Moment passierte es – die Tür wurde von innen geöffnet. Sofort hielten wir unsere Waffen im Anschlag.

Der Mann schien uns allerdings nicht zu bemerken. Stattdessen konzentrierte er sich auf seine Hose und versuchte dort, einen bestimmten Reißverschluss aufzubekommen. Dabei sang er sogar noch ein Lied. »Yaleooo, Yaleeeeoohoo ...!«

»Ähem«, sagte ich leise, um seine Aufmerksamkeit auf uns zu lenken.

Der Mann zuckte zusammen und blickte uns mit schreck-

geweiteten Augen an. Einen Augenblick später traf ihn eine Kugel mitten in die Stirn. Ohne einen Ton von sich zu geben, kippte er wieder in das Haus zurück, um ebenso stumm liegen zu bleiben.

Andrew Logger, der den Schuss abgegeben hatte, sah mich entgeistert an.

»Das war aber keine freundliche Begrüßung«, flüsterte ich ihm zu.

Unser Teamleiter schüttelte den Kopf. »Dave hat mich davor gewarnt ...«

Nach dieser kleinen Unterredung setzten wir unseren Weg fort. Mit Andrew Logger an der Spitze stiegen wir nacheinander über den toten Hobby-Tenor hinweg und betraten die Villa.

Von Luxus war hier zunächst einmal nichts zu sehen. Abgeblätterte weiße Farbe an den Wänden und ein regelrechter Schmutzteppich auf dem Boden erweckten den Eindruck, dass das Hierro-Kartell unter Geldproblemen leiden würde. Oder die Putzfrau war krank.

So leise wie möglich schlichen wir durch den Gang, der nach wenigen Metern einen Knick nach links machte.

Vor mir ging Tara Simmonds, die zweite Frau im Team. Ihr Pferdeschwanz wippte geradezu hypnotisch vor meinem Kopf hin und her. Links - rechts - links - rechts ...

Ich wischte mir über die Augen. *Nicht die Konzentration verlieren, Jimmy!*, sagte ich mir gedanklich.

Mittlerweile hatten wir einen weiteren Gang erreicht. Dieser machte bereits einen saubereren Eindruck. Offenbar schien dieser auch bewohnt zu sein, denn aus einem Raum auf der rechten Seite drang laute Musik. Dieses Mal war es ein englisches Lied. »Hey now, all your killers, put your

lights on ...”

Den wie die Faust aufs Auge passenden Songtext ließ ich lieber unkommentiert.

Vorsichtig näherten wir uns dem Raum. Die Tür stand halb offen und gewährte uns einen Blick auf einen Holztisch, auf dem mehrere Männer Karten zu spielen schienen. Zumindest sah ich einen von ihnen an einem Fenster sitzen sowie die Hände eines weiteren Mannes.

»Ausschalten oder weitergehen?«, hauchte ich meinem Freund zu.

»Ausschalten. Wir können es uns nicht leisten, Gegner in unserem Rücken zu haben.«

»Okay.«

Logger gab Bell und Simmonds einen Wink. Beide näherten sich der offenen Tür, die Waffen im Anschlag. Andrew und ich gaben ihnen Rückendeckung.

»Go!«, flüsterte Logger.

Bell und Simmonds stürmten in den Raum. Der Gangster am Fenster bekam eine Kugel in den Kopf. Blut spritzte gegen die Scheibe.

Erste Schreie erklangen, gingen aber zum Großteil in der lauten Musik unter.

Ein bärtiger Mann sprang auf und wollte gerade mit seiner Pistole auf uns anlegen, als ihn zwei Geschosse in der Brust trafen. Schreiend fiel er nach hinten und riss seinen Stuhl mit sich zu Boden.

Auch Andrew und ich betraten nun den Raum. Zwei weitere Gangster lagen am Boden und rührten sich nicht mehr. Offenbar hatten wir sie durch unsere Aktion völlig überraschen können.

Als wollte mich jemand Lügen strafen, flog plötzlich eine

Tür am anderen Ende des Raumes auf. Eine Frau mit einer Uzi in der Hand erschien und drückte sofort ab.

Die erste Garbe traf John Bell an Kopf und Körper.

Ich reagierte als Erster und schoss zurück. Meine Kugel hieb mitten in ihre Brust. Ihr weißes Hemd wurde blutig aufgerissen, während sie zu Boden stürzte.

Erst jetzt konnten wir uns um John Bell kümmern. Ein Geschoss hatte ihn am Hals getroffen, zwei weitere waren im Brustbereich eingeschlagen. Auch die kugelsichere Weste hatte ihm nicht geholfen. Ich benötigte keinen zweiten Blick, um zu sehen, dass er tot war.

Tara Simmonds war sichtlich geschockt, Andrew Logger umso gefasster. Er nickte mir zu, bevor er uns auf den Boden der Tatsachen zurückbrachte. »John soll nicht umsonst gestorben sein. Wir müssen weiter.«

Simmonds nickte nur zögerlich, bevor sie sich wieder fing und Andrew zurück in den Gang folgte. Ich bildete wieder den Abschluss.

Die Waffen im Anschlag setzten wir unseren Weg fort.

»Status Gruppe 2«, flüsterte Logger ins Mikro, dass er wie wir alle am Kopf trug.

»Wir sind etwa fünf Meter weit in die Villa eingedrungen. Kurzer Feindkontakt, keine Verluste bei uns, drei Gegner ausgeschaltet.«

»Okay, over.«

Wir rückten weiter vor. Nach etwa zehn Metern endete der Gang an einer geschlossenen braunen Tür.

Logger schickte Tara Simmonds nach vorne. Sie sollte prüfen, ob die Tür abgeschlossen war. Währenddessen brachten Andrew und ich unsere Waffen in Stellung.

Durch den Druck von Simmonds' linker Hand glitt die

Klinke nach unten. Ein leises Geräusch erklang. Vorsichtig zog die Agentin an der Tür. Tatsächlich – sie ließ sich öffnen.

»Auf mein Zeichnen reißen Sie die Tür auf«, flüsterte Andrew Logger.

Einen Moment wartete er noch ab. »Jetzt!«

Die Tür wurde aufgerissen, wir machten uns auf einen Schusswechsel gefasst – doch es geschah nichts. Kein mordlüsterner Drogendealer sprang uns schreiend entgegen. Allgemein herrschte hier eine geradezu unnatürliche Stille.

Andrew Logger rückte als Erste vor, danach folgten Tara Simmonds und ich.

Vorsichtig betraten wir einen Raum, den man wohl am besten als Heimkino bezeichnen konnte. Eine weiße Leinwand zierte die gegenüberliegende Wand, während sich auf unserer Seite eine ausladende Couch befand, davor ein leerer Marmortisch.

Eines musste man Alfonso Hierro lassen: Geschmack hatte er.

Mein Blick fiel auf die umfangreiche Video- und DVD-Sammlung, die sich links und rechts neben der Leinwand aufbaute. Vielleicht hätte ich mit meiner Geschmacks-Gratulation nicht so voreilig sein sollen, denn was sich da an Pornofilmen angesammelt hatte, hätte selbst Hugh Hefner vor Neid erblassen lassen.

»Jimmy!«, zischte mir Andrew Logger zu.

»Was ist?«

»Du bist verlobt, schon vergessen?«

»Ich war nur neugierig.« Was Andrew wohl von mir dachte? Ich verdrängte diesen Gedanken schnell wieder.

Mit einem Rundblick erkannte ich am anderen Ende des Raumes eine weitere Tür, die allerdings offen stand.

Andrew Logger durchschritt sie als Erster. In diesem Raum befand sich eine Art Bücherei, denn die Schränke waren vollgestopft mit dicken und dünnen Wälzern, die teilweise schon einige Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte auf dem Buckel zu haben schienen.

Mittlerweile schienen wir dem Zentrum der Villa ein gutes Stück näher gerückt zu sein, denn die Mini-Bibliothek lag an einer Fensterwand, die mutmaßlich in den Hof der Villa führte. Genau konnten wir es nicht sagen, da ein wenig lichtdurchlässiger Vorhang die Scheiben verdeckte.

Die kurze Phase der Entspannung nutzte Logger, um sich noch einmal mit Gruppe 2 in Verbindung zu setzen. »Status Gruppe 2.«

Zunächst entstand nur ein kurzes Rauschen, dann kam doch noch eine Antwort. »Haben zwei weitere Gegner ausschalten können. Möglicherweise haben wir den Saal gefunden. Vor uns dringen laute Stimmen aus einem Raum.«

»Position halten und auf mein Kommando warten. Over«, wies Logger seinen Agenten Gutierrez an.

»Okay, over.«

Mein Freund drehte sich zu Simmonds und mir um. »Ihr habt es gehört. Da Gruppe 2 links von uns in das Gebäude eingedrungen ist, muss sich das Ziel in der Richtung befinden, in die wir uns bewegen. Also, weiter vorrücken.«

Wir nickten und machten uns wieder bereit.

Vorsichtig öffnete Simmonds die nächste Tür. Auch sie ließ sich ohne Probleme öffnen.

Als vor Andrew und mir die Tür aufflog, fiel unser Blick diesmal nicht in einen leeren Raum. Stattdessen starrten

wir in das von Schreck erstarrte Gesicht eines bewaffneten Mannes. Bevor er sich erholen und seine Pistole hochreißen konnte, drückten Logger und ich gleichzeitig ab. Unseren Kugeln hieben in seine Brust und ließen ihn zusammenbrechen.

Hinter dem Mann erklangen Stimmen. Offensichtlich war das Geschehen bemerkt worden.

Ich versuchte, einen Blick in den anderen Raum zu erhaschen. Kaum dass ich etwas sehen konnte, flog auch schon eine Kugelgarbe über mich hinweg.

Eines der Geschosse zischte so nahe über meinen Kopf, dass ich seinen Luftzug spüren konnte.

Im nächsten Moment schoss ich zurück. Die erste Kugel schlug irgendwo in der gegenüberliegenden Wand ein, die zweite aber traf. Blut spritzte, während ein mit einer MP bewaffneter Mann zu Boden stürzte.

Mit der MAC-10 im Anschlag spähte ich in den Raum hinein. Ich erkannte ein paar Schränke und ein Sofa, aber keinen weiteren Gegner.

Vorsichtig bewegte ich mich auf den am Boden liegenden Mann zu. Ich wusste nicht, ob ich ihn tödlich getroffen hatte. Um die schauspielerische Qualität einiger Südländer richtig einschätzen zu können, brauchte man sich nur mal ein Fußballspiel anzusehen.

Plötzlich kam er tatsächlich wieder hoch. Schreiend legte der Mann mit seiner MP auf mich an, doch noch bevor er zum Schuss kam, drückte ich selbst ab. Diesmal traf ihn die Kugel in den Kopf. Ein zweites Mal würde er seinen Trick sicher nicht versuchen.

Nun betraten auch Andrew Logger und Tara Simmonds den Raum.

»Gute Arbeit, Jimmy«, meinte mein Freund. »Ich befürchte nur, dass man uns diesmal gehört hat.«

»Wenigstens hat auch der Gangster eine MP mit Schalldämpfer benutzt«, gab Simmonds zu bedenken.

»Sie hat recht«, stimmte ich ihr zu. »Und selbst *wenn* man uns gehört hat, ist es jetzt für eine Flucht zu spät.«

Während Andrew Logger mir zunickte, strich ich mit meiner linken Hand über meine Desert Eagle. Was auch mit uns passierte, Victor von Borgh sollte meine Rache zu spüren bekommen ...

Wir einigten uns darauf, unseren Weg durch das Gebäude fortzusetzen.

Wieder öffnete Tara Simmonds vorsichtig eine Tür. Diesmal empfing uns kein Gangster, dafür fiel unser Blick auf eine Art Lobby, an deren Ende mehrere Türen zu sehen waren. Und genau an der mittleren von ihnen standen Silver, Gutierrez und Chong. Als sie uns sahen, entspannten sich ihre Körper.

So leise wie möglich gingen wir zu unseren Kollegen.

»Wo ist Frost?«, war die erste Frage, die Andrew Logger stellte.

Gutierrez schüttelte den Kopf. »Er hat es leider nicht geschafft. Eine Frau hat ihn mit einem Messer ins Herz getroffen. Wir konnten sie und drei weitere Gegner zum Glück ausschalten, bevor sie noch mehr Schaden anrichten konnten.«

»Und wie ist die Lage jetzt?«

Der braun gebrannte Agent wies auf drei Türen vor uns. »Alle diese Türen scheinen in diesen ominösen Saal zu führen. Wir konnten Stimmen hören. Offensichtlich ist der Deal gerade in vollem Gange.«

Logger nickte ihm zu. »Also gut«, begann er an uns alle gewandt. »Ab hier gibt es kein Zurück mehr. Es bleibt uns nur eine Möglichkeit: Wir müssen den Saal stürmen. Dazu werden wir Zweiergruppen bilden, jede Gruppe übernimmt eine der Türen. Spider und Gutierrez übernehmen die linke Tür, Chong und ich ...« Er nickte einem recht kleinen dunkelhaarigen Mann zu, dem man seine asiatische Herkunft sofort ansah. »... übernehmen die mittlere, Silver und Simmonds die rechte. Noch Fragen?« Dabei sah er ausgerechnet mich an.

Ich gab keinen Ton von mir. Kurz darauf nahmen wir unsere Plätze ein.

In diesem Moment der Ruhe strich ich noch einmal über meine Desert Eagle. Endlich war es so weit. Nun würden von Borgh und Finnegan endlich für das bezahlen, was sie Mum, Dad und mir angetan hatten. Endlich ...

Aufgeregte Stimmen aus dem Saal rissen mich aus meinen Gedanken. Mehrere Männer sprachen laut miteinander, dazwischen erklang hin und wieder ein Lachen.

»Jetzt!«, schrie Logger.

Fast gleichzeitig rissen wir die Türen auf.

Vor uns erschienen zwei Wachen mit Maschinenpistolen im Anschlag. Bevor sie reagieren konnten, drückten wir ab. Die Einschläge der Kugeln warfen die Männer zurück.

Gemeinsam stürmten Gutierrez und ich in den Saal – und spürten plötzlich den kalten Stahl an unseren Schläfen. *Eine Falle!*, schoss es mir durch den Kopf.

Den Anderen erging es wohl ähnlich. Überall an den Türen hatten sich Männer und Frauen postiert, die das gesamte Team mit ihren Waffen in Schach hielten.

Kein Schuss fiel mehr, stattdessen herrschte eine ange-

spannte Ruhe.

Erst jetzt gelang mir ein Blick in den Saal. Und das war dieser Raum tatsächlich. Vor mir führte eine ausladende Marmortreppe in die kreisrunde Mitte des Saals, auf dessen Boden sich ein Fresko abzeichnete, das mich an die Mandalas erinnerte, die ich in der Schule hatte zeichnen müssen. Von allen Seiten führte diese Treppe leicht nach unten.

Auf der gegenüberliegenden Seite befand sich eine Bar mit einem breit gefächerten Getränkesortiment. Sogar ein Barman stand hinter dem Tresen und mixte seelenruhig Cocktails. Vor der Bar hatten sich ein halbes Dutzend Männer aufgebaut, drei von ihnen in dunkelblauen Uniformen. Die Guardia Azul war also tatsächlich hier vertreten.

Links neben diesen Typen erkannte ich jemanden. Ich hatte ihn bereits auf einem Fahndungsfoto gesehen. Es war Finnegan, Victor von Borghs Partner. Ein recht dünner glatzköpfiger Mann, der als Zierde noch einen braunen Ziegenbart an seinem Kinn trug. Das Hawaiihemd an seinem Oberkörper und die kurze Hose an seinen Beinen ließen ihn eher wie einen Touristen wirken und nicht wie einen kaltblütigen Mörder, der er in Wirklichkeit war. Nur sein verächtliches Grinsen wies ihn als solchen aus.

In der Mitte des Raumes standen zwei weitere Männer. Einer von ihnen war ein etwa zwei Meter großer Latino, der einen feinen, weißen Anzug trug. Sein Gesicht zierte ein schwarzer Dreitagebart. Das musste Alfonso Hierro sein, doch wo befand sich mein eigentliches Ziel?

Bei einem weiteren Rundblick erkannte ich es. Victor von Borgh stand am Fuße der Treppe zwischen einem von Hierros Leibwächtern und dem vierten Mitglied der Guardia Azul. Von Borgh musste etwa ein Meter neunzig groß

sein. Anders als sein Partner Finnegan trug er eine Art lockere Uniform – ein dunkelblaues, fast schwarzes Hemd mit einem nicht definierbaren Muster sowie eine etwas hellere Hose. Seinen Oberkörper umspannte der Haltegurt einer KBP A-91, ein Sturmgewehr mit einem eingebauten Granatwerfer. Zusätzlich erkannte ich sein langes, gewelltes schwarzes Haar, eine Art Markenzeichen von ihm, das ihm bis über die Schultern fiel.

Sein muskulöses, aber dennoch fein geschnittenes Gesicht machte einen entspannten Eindruck. Sein Blick wanderte über die sechs Gefangenen, wobei ich nicht das Gefühl hatte, dass er mich erkannte. Dafür ich ihn umso mehr. In meinem Inneren stieg eine heiße Wut empor und für einen Moment dachte ich daran, einfach abzudrücken, denn die MAC-10 befand sich noch immer in meiner Hand. Die Konsequenzen – meinen eigenen Tod eingeschlossen – wären mir egal gewesen.

Doch dieses Gefühl verging schon nach kurzer Zeit. Allmählich wurde mir wieder bewusst, dass der Lauf einer Pistole gegen meine Schläfe drückte.

Mein Blick wanderte über einen breiten Marmortisch, der direkt vor mir stand und den ich bisher nicht bemerkt hatte. Vor den anderen Agenten standen ebenfalls solche Tische. Wenn ich nur irgendwie unsere Bewacher ausschalten könnte, wären sie die ideale Deckung bei einem Schusswechsel ...

Ein Klatschen riss mich aus meinen Gedanken. Es war Alfonso Hierro, der seine Hände aufeinander geschlagen hatte. »Meine sehr verehrten Damen und Herren«, begrüßte er uns in recht normalem Englisch, wobei man dennoch einen spanischen Akzent heraushören konnte. »Es freut mich

wirklich ungemein, dass auch Sie sich auf unserer kleinen Sommerparty eingefunden haben. Ich habe Sie schon sehnüchtig erwartet.«

Er nickte in unsere Richtung. Plötzlich nahm Alicia Silvers Bewacher seine Waffe von ihrer Schläfe. Daraufhin hob sie selbst ihre MP5 an und richtete sie auf Tara Simmonds. »Was zum ...«, drang noch aus ihrem Mund hervor, bevor Silver abdrückte.

Die Kugel hieb in Tara Simmonds Kopf und ließ sie augenblicklich zusammenbrechen.

Ich schloss für einen Moment die Augen.

Als ich sie wieder öffnete, sah ich das verächtliche Grinsen in Alicia Silvers Gesicht. Gemächlich löste sie sich aus unserer Reihe und stieg die Treppe hinab. Unten angekommen, gab ihr Alfonso Hierro einen Kuss auf den Mund.

»Danke für deine Hilfe, meine Liebe«, fuhr er fort. »Wie Sie sehen, bin ich bereits frühzeitig von ihrem Eintreffen informiert worden. Es geht doch nichts über Beziehungen, nicht wahr? Sie werden sich sicher fragen, warum Sie überhaupt bis hierhin vordringen konnten. Wie Sie wissen, ist das Drogengeschäft eine sehr unkonstante Branche, und hin und wieder fühle auch ich mich genötigt, einigen überschüssigen Ballast, sprich überflüssig gewordene Mitarbeiter, abzuwerfen. Und da ich Sie so oder so hier erwartete, bestand für mich nie eine Gefahr. Nun, meine Freunde von der Guardia Azul waren über diesen Umstand vielleicht nicht informiert, aber zu einer guten Party gehören doch auch freudige Überraschungen, nicht wahr?« Er nickte Victor von Borgh zu, doch dieser zeigte keine Regung.

»Wie dem auch sei, ich möchte Sie, meine Gäste, nun darauf einstimmen, was Sie in den kommenden Minuten er-

wartet ...«

Während sich Hierro detailliert in der Beschreibung unseres Todes erging, beugte ich mich leicht zu meinem Partner Gutierrez herüber. »Wenn ich gleich mit der Zunge schnalze ...«, flüsterte ich, »werfen Sie sich nach vorne, schmeißen den Tisch um und versuchen so viele Gegner wie möglich auszuschalten. Um unsere beiden Freunde kümmere ich mich.«

Ob er nickte, bekam ich nicht mit, denn plötzlich drückte der Waffenlauf wieder stärker gegen meine Schläfe. »Hey, hier wird nicht geflüstert!«, zischte mir mein Nebenmann ins Ohr.

»Schon gut, Amigo!«, versuchte ich ihn zu beschwichtigen.

»Ich bin nicht dein *Amigo*.«

»Dann hab ich Sie wohl verwechselt.«

Bevor mein Bewacher mir etwas entgegnen konnte, erklang vor uns ein Hüsteln.

»Meine Herren, ich darf doch bitten!« Hierro klatschte wieder mit seinen Händen. »Nun, da Sie sich alle Ihrer aussichtslosen Lage bewusst geworden sind, möchte ich Sie freundlichst bitten, Ihre Waffen langsam abzulegen und ...«

»Nein!«, fiel ihm Tommy Chong ins Wort.

»Bitte, Mr. Marin, halten Sie Ihren Gefangenen doch unter Kontrolle.

Der Angesprochene reagierte sofort und schlug mit dem Lauf seiner Waffe zu.

Der schwarzhaarige Agent wurde am Kopf getroffen, taumelte nach vorne, hielt sich aber auf den Beinen. Mir gelang ein kurzer Blick in sein Gesicht. Ich sah seine Ent-

schlossenheit, er zwinkerte mir zu und ich wusste sofort, was er vorhatte.

Vorsichtig wanderte meine linke Hand zum Halfter meiner Desert Eagle, entsicherte sie leise und ...

Plötzlich riss Chong seine MP5 hoch. Im selben Moment schnalzte ich mit der Zunge.

Gutierrez reagierte sofort und warf sich nach vorne.

Ich riss die Desert Eagle aus dem Halfter, erhob auch die MAC-10 und drückte sofort ab.

Der Gangster links von uns wurde voll am Kopf getroffen, der zweite rechts neben mir bekam die Kugeln meiner MAC-10 in die Seite. Augenblicklich brach er zusammen, wodurch er die Schussbahn zu seinem Nebenmann freimachte.

Bevor der Kerl reagieren konnte, schoss ich erneut. Wieder schlugen die Kugeln in den Körper ein.

Während er fiel, warf auch ich mich zu Boden. Im nächsten Moment schon brach ein wahres Schussgewitter über mich herein. Die Wand hinter mir wurde von den Geschossen regelrecht zersiebt.

Mich traf keines von ihnen, denn Ramon Gutierrez hatte ebenso gedankenschnell reagiert und den Marmortisch umgestoßen. So gab er uns eine fast perfekte Deckung.

Ich stellte meine MAC-10 auf Dauerfeuer um.

Neben mir erklangen schlimme Schreie. Tommy Chong hatte seine MP5 erhoben, aber seine Kugeln trafen nur die Decke. Gleichzeitig wurde er selbst von einem halben Dutzend Geschossen getroffen. Schließlich brach er blutüberströmt zusammen.

Auch die anderen Bewacher lagen tot am Boden. Andrew Logger musste sie erwischt haben. Er selbst lag halb am Bo-

den, da er keine eigene Deckung besaß. Die würde ich ihm geben.

Ich sprang zur rechten Seite aus unserem Schutz hervor und drückte sofort ab. Die Kugelgarbe aus der MAC-10 wurde zu einem Volltreffer. Die drei Mitglieder der Guardia Azul an der Bar wurden voll getroffen. Gleich mehrere Kugeleinschläge schüttelten sie durch und ließen sie zusammenbrechen. Auch einer von Hierros Leuten wurde von den Geschossen erwischt.

Ein plötzliches Klacken ließ mich fast zu Eis erstarren. Keine Munition mehr! Aber bevor ich zur lebenden Zielscheibe wurde, erschien Andrew Logger neben mir und warf den zweiten Marmortisch um. Sofort rollte ich mich zu ihm.

Nur Sekundenbruchteile später schlugen an der Stelle, an der ich eben noch gehockt hatte, mehr als ein Dutzend Kugeln ein.

Ich nutzte die Deckung sofort und wechselte das Magazin. Danach stellte ich wieder auf Einzelschuss um.

»Jimmy!«, schrie mir Andrew Logger ins Ohr.

»Was denn?«

»Dave hat mir einiges von deinen Verrücktheiten erzählt. Anfangs dachte ich, es wäre ein großer Fehler, dich mitzunehmen, aber jetzt ...«

»Sprich dich ruhig aus. Wir haben doch alle Zeit der Welt.«

»Jetzt bin ich mehr als froh, dass du mitgekommen bist. Ohne dich ...«

»Vergiss es«, fiel ich ihm ins Wort. »Bedank dich, wenn wir es stehend und nicht mit den Füßen voran hier raus geschafft haben.«

Er nickte mir zu, danach kümmerten wir uns wieder um unsere Gegner.

Mit einem kurzen Blick an unserer Deckung vorbei erkannte ich, dass einige Gangster hinter dem Bartresen Schutz gesucht hatten.

Auch der Cocktail-Mixer beteiligte sich nun an der Schießerei. Statt uns mit Bloody Marys zu bewerfen oder uns einen Zombie auf den Hals zu hetzen, hob er eine Schrotflinte an.

Sofort ging ich wieder in Deckung. Im nächsten Moment erklang über uns ein wahrer Donnerknall. Die linke obere Ecke des Tisches wurde förmlich weggerissen.

Ohne mich weiter darum zu kümmern, tauchte ich wieder aus der Deckung auf und schoss zurück. Zwei meiner Kugeln trafen den mörderischen Mixer in die Brust und schleuderten ihn zurück.

Plötzlich spürte ich einen stechenden Schmerz an meinem linken Ohr. Eine Kugel musste nur haarscharf an meinem Kopf vorbeigesegelt sein. Ein kurzer Blick nach links reichte mir, um zu sehen, dass Finnegan der Schütze war.

Während er erneut abdrückte, duckte ich mich instinktiv und schoss zurück.

Die Kugel traf ihn an der rechten Schulter. Von Borghs Assistent schrie auf, wurde zurückgestoßen und fiel durch die Glastür hinter sich, die unter dem Druck seines Körpers zusammenbrach.

Um ihn konnte ich mich nicht weiter kümmern, denn die restlichen Gangster schossen zurück. Sofort ging ich wieder in Deckung.

»Die haben sich hinter dem Tresen verschanzt!«, schrie mir Gutierrez zu.

»Ist mir noch gar nicht aufgefallen«, rief ich zurück.

Der Agent grinste, wenn auch ziemlich verspannt. »Wenn die glauben, dass das eine sichere Deckung wäre, haben sie sich aber geschnitten.«

Während weitere Kugeln über uns hinwegpiffen, holte der braun gebrannte Mann eine Handgranate hervor und zog den Stift heraus. Lachend richtete er sich kurz auf und warf das explosive Ei in Richtung unserer Gegner. Die Granate landete zielgenau hinter dem Tresen.

Einer der Gangster sprang sofort auf und versuchte noch zu fliehen, aber es war bereits zu spät. Die gewaltige Explosion zerriss förmlich die gesamte Bar und mit ihr eine Handvoll Gangster. Der Fliehende wurde durch die Druckwelle durch den Saal geschleudert und landete schließlich reglos auf der Marmortreppe.

Ich lugte vorsichtig aus der Deckung hervor. Sofort stellte ich fest, dass wir keine Gegner mehr hatten. Viele waren eindeutig tot, aber einigen musste die Flucht gelungen sein.

Ich gab meinen Begleitern ein Zeichen. Gemeinsam erhoben wir uns, die Waffen im Anschlag. Doch es gab kein Ziel, auf das wir schießen konnten.

Nun übernahm Andrew Logger wieder die Führung. Er gab Gutierrez einen Wink, damit er sich einen Überblick über die linke Seite des Saals machte, während mein Freund und ich die rechte Seite übernahmen.

Wir gingen die Treppe herunter und wieder hoch.

Von der Bar war außer einigen Trümmern nicht mehr allzu viel übrig. Das alkoholische Blut welcher edlen Tropfen mochte wohl hier vergossen worden sein? Neben den dahingeschiedenen Spirituosen gab es noch zahlreiche menschliche Leichen. Mit den Gangstern, die sich hinter

der Bar versteckt hatten, mochten es gut ein Dutzend sein. Allerdings befanden sich darunter weder Victor von Borgh noch Alfonso Hierro oder Alicia Silver. Es sei denn, sie hätten sich hinter der Bar versteckt gehalten, aber daran glaube ich irgendwie nicht.

Auch Ramon Gutierrez trat wieder zu uns. »Nichts zu sehen von den restlichen Gangstern.«

Mir brannte eine Frage auf der Zunge. »Haben Sie den Kerl gesehen, der in der zerbrochenen Glastür lag?«

»Er ist weg. Da war nur ein großer Blutfleck.«

Ich stieß ein paar Verwünschungen aus. Also war auch Finnegan entkommen. Oder doch nicht? Noch hatten wir vielleicht eine Chance, ihn und seine Komplizen zu erwischen.

»Verdammt, das hätte ich nicht gedacht«, murmelte Andrew Logger vor sich hin.

»Was denn?«, fragte ich.

Er warf mir einen leicht geschockten Blick zu. »Alicia Silver. Wir ... wir waren seit einem Monat ein Paar. Ich hab ihr alles erzählt, einfach alles. Mein Gott, ich hätte sehen müssen, was für eine falsche Schlange sie war.«

Ich legte ihm meine linke Hand, in der sich immer noch die Desert Eagle befand, auf die Schulter. »Und wenn schon. Wir sind vom Sternzeichen doch Mungos, also lass sie uns noch schnappen.«

»Mungo?«, fragte er entgeistert.

»Ähm, vergiss es. Holen wir uns Hierro und seine Bande!«

»Das klingt schon besser.«

Wir nickten uns zu und bewegten uns langsam auf eine aus Glas bestehende Doppeltür zu, die offensichtlich zum

Hof der Villa führte.

Plötzlich erklangen wieder Schüsse. Die Glastür vor uns wurde durch eine Kugelgarbe förmlich zerrissen. Sofort duckten wir uns, aber einige Glassplitter trafen uns trotzdem und hinterließen ein paar kleine Risswunden.

Ein erster Blick nach vorne gewährte mir die Sicht auf den Schützen. Es war Victor von Borgh! Er versteckte sich halb hinter einer Säule, seine A-91 im Anschlag.

Als ich ihn sah, hob ich meine Desert Eagle an und schoss zurück. So eine Chance bekam ich vielleicht kein zweites Mal.

Einige der Kugeln hieben in die Marmorsäule, eine aber traf den Waffenarm. Der Anführer der Guardia Azul schrie schmerzerfüllt auf, ließ die A-91 fallen und ging wieder in Deckung.

»Das war es, Victor! Gib auf!«

»Niemals!«, schrie er zurück und trat aus dem Schutz der Säule hervor. Erst jetzt erkannte ich, dass sich auf dem Hof eine ganze Allee von Säulen befand, die eine Dachkonstruktion hielten, die sich fast bis zum Tor der Villa wand. An Geld schien es Hierro wahrlich nicht zu mangeln. Es hätte mich auch nicht überrascht, wenn sich unter uns eine Marmorgrotte mit Schwimmmöglichkeiten befunden hätte. Aber dieses Vergnügen konnte ich im Moment leider nicht auskosten.

Ich legte auf von Borgh an. Er war unbewaffnet, aber das war mir im Moment egal. Es zählte nur, dass ich endlich den Mord an meinen Eltern rächen konnte.

»Jetzt hast du mich, wer immer du auch bist«, brüllte er mir entgegen. »Willst du mir nicht wenigstens noch deinen Namen sagen, bevor du mich in die ewigen Jagdgründe

schickst?«

Ich wollte ihm gerade antworten, als ich aus den Augenwinkeln eine Bewegung auf dem Hof erspähte. Es war Finnegan – und er drückte sofort ab.

Ich ließ mich einfach fallen, sodass seine Kugeln über mich hinwegsausten.

Auch Victor von Borgh zog wieder eine Pistole hervor und schoss.

Plötzlich erklang Gegenfeuer. Gleich mehrere Kugeln schlugen neben von Borgh in die Säule ein. Sofort sprang er wieder hinter seine Deckung.

Neben mir erschienen Ramon Gutierrez und Andrew Logger. Sie hatten mir mit ihren Kugeln vielleicht das Leben gerettet.

Gemeinsam wagten wir uns auf den Hof. Als wir hinter der ersten Säule in Deckung gehen wollten, schrie Logger plötzlich: »Achtung!«

Gutierrez und ich duckten uns, während nur Zentimeter neben uns eine Kugelgarbe in den Boden schlug.

Andrew Logger schoss zurück. Der Gangster, der auf dem Dach rechts von uns gelauert hatte, bekam gleich mehrere Geschosse ab. Seine blaue Guardia-Azul-Uniform färbte sich rot. Schreiend stürzte er vom Dach hinab. Doch sofort tauchte hinter ihm der nächste Gegner – oder in diesem Fall eine Gegnerin – auf und feuerte auf uns.

Diesmal schossen wir alle zugleich. Wo die Frau getroffen wurde, sahen wir nicht, aber sofort nach den Einschlägen brach sie zusammen.

Über uns spritzte erneut Marmor. Wieder wurde auf uns geschossen. Diesmal waren es Victor von Borgh und sein Partner Finnegan.

Wir schossen zurück, trafen aber nicht. Der Vorsprung der beiden, deren Ziel eindeutig das Tor der Villa war, wurde immer größer. Zugleich nahmen wir die Verfolgung auf.

Es war wie vor wenigen Minuten im Wald. Statt von Baum zu Baum arbeiteten wir uns diesmal von Säule zu Säule vorwärts.

Irgendwo hinter uns erklang plötzlich ein lautes Summen, das schließlich in ein Rattern überging. Im nächsten Moment erschien am Himmel links von uns ein Hubschrauber.

»Ich ...« Was auch immer mir Gutierrez sagen wollte, er nahm es mit ins Grab. Eine ganze Kugelgarbe traf ihn und zerriss ihm förmlich den Kopf. Blut und Gehirnmasse spritzten hervor und trafen mich zum Teil im Gesicht.

Sofort ließ ich mich fallen, doch das war mehr ein Reflex. Zu stark hatte mich der Tod des Agenten mitgenommen.

Für einen Augenblick gelang mir ein Blick auf die Besatzung des Hubschraubers. Ich sah eine Frau mit wehenden braunen Haaren, die ein in den Hubschrauber eingebautes Maschinengewehr auf uns gerichtet hatte. Neben ihr stand ein Mann in einem weißen Anzug und schoss mit seiner eigenen Pistole auf uns. Das mussten Alicia Silver und Alfonso Hierro sein.

Es war wie ein Film, der vor meinen Augen ablief und an dem ich nicht beteiligt zu sein schien. Alles war plötzlich so weit weg. Die Welt schien so entrückt. Für einige Sekunden dachte ich, all das wäre nur ein böser Traum, der mich ereilt hatte, als ich neben Vanessa auf der Couch eingeknickt war.

Jemand schrie meinen Namen. Schüsse erklangen, Mar-

morbrocken spritzten umher, aber auch der Hubschrauber wurde getroffen.

Wieder hörte ich jemanden meinen Namen schreien. »Jimmy! Komm zu dir!«

Jemand packte mich an der Schulter und im nächsten Moment hatte mich die Realität wieder. »Was denn, verdammt?«, schrie ich Andrew Logger an.

Sofort erschien ein Grinsen auf dem Gesicht meines Freundes. »Nichts. Alles ist gut.«

»Schön wär's.«

Jetzt erinnerte ich mich wieder daran, dass ich auf dem Boden lag. Meine Hände hielten wie im Krampf immer noch die beiden Waffen fest.

Plötzlich fiel mein Blick auf eine weitere Waffe, die wie weggeworfen am Boden lag. Es war Victor von Borghs KBP A-91. Ein Sturmgewehr mit eingebautem Granatwerfer. Eingebautem Granatwerfer ...

Natürlich, das war die Rettung. Während erneut vom Hubschrauber aus auf uns gefeuert wurde, ließ ich die MAC-10 fallen, steckte die Desert Eagle wieder in das Holster und robbte auf die A-91 zu.

Die Besatzung des Hubschraubers schien meinen Plan nicht bemerkt zu haben und konzentrierte ihr Feuer weiter auf Andrew Logger. Das gab mir die Chance, unbemerkt mein Ziel zu erreichen.

Ich griff nach der Waffe und stand vorsichtig wieder auf.

Der Hubschrauber schlug gerade einen Bogen und kam von rechts wieder auf uns zugeflogen. Der Pilot drehte sein Fluggerät, sodass er uns dessen breite Seite zeigte. Nun war die Schussbahn für Alfonso Hierro und Alicia Silver frei.

Doch nicht nur für sie, auch für mich. Die Welt um mich

herum schien für einen Moment erstarrt, als ich die A-91 anhob und mein Finger auf den Granaten-Abzug glitt.

Vor mir erschienen die Gesichter von Hierro und Silver wie in Zeitlupe. Ich sah sie triumphal lachen, bevor ich mein Ziel anvisierte und feuerte.

Das Geschoss war zwar lange unterwegs, aber der auf der Stelle schwebende Hubschrauber bot dennoch ein perfektes Ziel. Bildete ich es mir nur ein oder wich der Triumph in den Gesichtern meiner Gegner blankem Entsetzen? Oder hatte ich ihre Gesichter überhaupt nur in meiner Fantasie gesehen?

Einen Augenblick später traf die Granate. Ein gewaltiger Feuerball erschien am Himmel, gefolgt von einer starken Druckwelle, die mich fast von den Beinen riss.

Währenddessen stürzte der Hubschrauber dem Boden entgegen, wie eine Marionette, der man die Fäden gekappt hatte. Mit einem gewaltigen Krachen schlug er auf dem Dach der Villa auf und setzte auch das Gebäude in Brand.

Neben mir erschien Andrew Logger mit einem Lächeln im Gesicht. »Jetzt holen wir uns endlich Borgh und Finnegan.«

»Ja!«, antwortete ich lediglich, während ich wieder meine Desert Eagle zog.

Am Tor entstand Bewegung. Dort versuchte jemand zu fliehen.

Sofort sprinteten wir los, unsere Waffen weiterhin im Anschlag.

Etwa eine halbe Minute später hatten auch wir das halb offen stehende zweiflügelige Tor erreicht. Vorsichtig spähten wir hinaus.

Außer der Straße, Wald und einem herumstreunenden

Hund, der an einem Busch gerade sein Geschäft verrichtete, war nichts zu sehen.

Vorsichtig traten Andrew Logger und ich hinaus – und gerieten sofort unter Feuer. Links von uns lauerte etwa zehn Meter entfernt ein Mann im Hawaiihemd hinter einem Baum.

Die Kugeln, die auch von einer anderen Stelle abgefeuert wurden, verfehlten uns nur haarscharf.

Mein Partner schoss zurück. Der Baum, hinter dem Finnegan gelauert hatte, wurde regelrecht zerrissen.

Auch rechts von uns lauerte jemand im Wald. Bei einer schnellen Bewegung sah ich langes schwarzes Haar im Wind flattern. Das musste er sein – Victor von Borgh!

»Das war es endgültig, Victor! Jetzt bist du dran!«, schrie ich ihm zu.

»Komm und hol mich«, antwortete er, während ich seine Silhouette durch den Wald huschen sah.

Wieder trat Andrew Logger neben mich. »Ich übernehme Finnegan und du holst dir Victor von Borgh.«

Ich nickte ihm zu. »Wir sehen uns.«

Ohne seine Antwort abzuwarten tauchte ich in den Wald ein und machte mich auf die Jagd nach dem Mörder meiner Eltern ...

\*\*\*

»Wie wäre es jetzt mit einer Ente?«

Tanja Berner sah mich verdutzt an. »Wie ... bitte?«

Ich hob die Schultern. »Naja, es gibt noch einen Hauptgang, dieser Tatsache kannst du nicht entrinnen.«

Die Schweizerin wischte sich über die Augen, als hätte ich

sie gerade aus einem tiefen Schlaf geweckt. »Du ... du kannst doch nicht einfach an der spannendsten Stelle aufhören. Ich, ich – ich war gerade so gefesselt von deiner Erzählung. Und dann kommst du plötzlich mit einer Ente.«

»Keine Sorge, es wird noch besser. Aber erst mal kommt jetzt Werbung – in eigener Sache, beziehungsweise in Sachen meiner Kochkünste.«

Ich stand auf, griff nach dem Topf mit der Garnelen-Weißwein-Suppe und brachte ihn zurück in die Küche. Dort stellte ich zunächst einmal den Ofen aus und zog die bereits erwähnte Ente hervor. Obwohl ich mich mitten England befand, hatte ich darauf verzichtet, sie auch englisch zu braten.

Aus einem Holzblock zog ich ein Messer hervor und begann, den Vogel zu tranchieren. Das Fleisch war so zart, dass es sich nicht im Geringsten gegen meine Schnitte wehrte. Wenn doch, hätte ich vielleicht die Dämonenjäger-Abteilung alarmieren müssen.

Auch die Polenta hatte sich ohne große Widerstände zubereiten lassen, sodass ich mich diesmal nicht gezwungen sah, die Küche auseinanderzunehmen.

Nachdem ich unsere beiden Teller reich belegt hatte, goss ich noch etwas Rotweinsauce neben Polenta und Ente.

Mit den Tellern in den Händen begab ich mich zurück ins Esszimmer, wo Tanja Berner schon gespannt wartete. Sowohl auf das Essen als auch auf die Fortsetzung der Geschichte, nahm ich zumindest an.

»Also, wohl bekomm's – zum Zweiten.«

»Ja, dir auch«, antwortete die Schweizerin.

Schon nach dem ersten Bissen konnte ich mir gedanklich auf die Schulter klopfen. Besser ging es nicht. Vielleicht

sollte ich Gordon Ramsay ein Dankeschreiben zukommen lassen.

Auch Tanja Berner war von dem Essen begeistert. »Das schmeckt wirklich ... fantastisch.«

»Du klingst überrascht.«

»Naja ...«, antwortete sie etwas verlegen. »Irgendwie hatte ich bisher nicht den Eindruck, dass du so gut kochen könntest. Aber jetzt ... erst die Suppe, dann das Entenbrustfilet. Und diese Polenta – hmmm ...«

»Und es kommt noch ein Dessert.«

»Da bin ich sicher.« Dabei warf sie mir einen vielsagenden Blick zu.

Ich lächelte zurück, wobei ich nicht hundertprozentig sicher war, dass wir an dieselbe Form von Dessert dachten.

Nach einigen Minuten hatten wir beide unsere Teller förmlich leergekratzt.

»Noch Nachschlag gefällig?«, fragte ich.

»Ja ... aber vor allem einen Nachschlag bei deiner Erzählung. Wie ging es weiter, nachdem du in den Wald gelaufen bist?«

Ich trank noch einen Schluck Wasser und wischte mir danach den Mund ab. »Also gut, du sollst auch den Rest erfahren ...«

\*\*\*

Als ich den Wald betrat, fühlte es sich an, als wäre ich gegen eine unsichtbare Wand gelaufen. Die schwüle Luft hatte sich zwischen den Bäumen förmlich angestaut. Hinzu kamen meine eigene Anstrengung und die kugelsichere Weste, die ich noch immer an meinem Oberkörper trug.

Wenn ich nicht genau gewusst hätte, dass mir noch die eine oder andere Kugel um die Ohren fliegen würde, hätte ich sie am liebsten ausgezogen und weggeworfen.

So aber lief ich in voller Montur zwischen den hohen Bäumen und dichten Büschen hindurch.

Victor von Borgh selbst war zwar nicht mehr zu sehen, aber dafür konnte ich seinen Fluchtweg durch die Bewegungen der Pflanzen erahnen. Wenn er weiter in diese Richtung lief, würde er bald den Fluss erreichen. Wollte er vielleicht eine Wildwasserfahrt durch die Niagarafälle unternehmen?

Plötzlich war vor mir keine Bewegung der Pflanzen mehr zu erkennen. Ich stoppte meinen Lauf und ging hinter einem der Bäume in Deckung.

Genau zum richtigen Zeitpunkt, denn im nächsten Moment fielen zwei Schüsse. Einer ging in die Büsche, der Zweite schlug in den Stamm des Baumes ein.

Ohne ein Ziel zu sehen schoss ich zurück. Kein Schmerzensschrei erklang, weder von den Pflanzen noch von meinem Gegner. Dafür kam vor mir wieder Bewegung in die Büsche.

Sofort setzte ich die Verfolgung fort. Während des Laufens wechselte ich das Magazin meiner Desert Eagle.

Für einen Moment dachte ich daran, dass das TCA-Labor in Timbuktu gerade an irgendwelchen Spezialkugeln arbeitete. Die wären in diesem Fall vielleicht auch nicht schlecht gewesen, aber da sie noch in der Experimentierphase waren, blieben mir nur meine normalen Kugeln.

Vor mir lichtete sich langsam der Wald. Hinter einem der letzten Bäume ging ich wieder in Deckung.

Mit einem Seitenblick erspähte ich, dass es von hier bis

zum Ufer nur noch etwas zwanzig Meter waren. An einer kleinen Anlegestelle hatte die Guardia Azul offensichtlich ihre Mitfahrgelegenheit vertäut – ein zweigeschossiges, recht großes Motorboot. Victor von Borgh war gerade dabei, das Tau zu lösen.

Als ich den Wald verließ, sprang mein Gegner gerade auf seinen fahrbaren Untersatz.

Auf diese Weise wollte ich ihn nicht davonkommen lassen. So nahe wie jetzt würde ich dem Mörder meiner Eltern vielleicht nie wieder kommen.

Ich wollte ihm gerade auf das Boot folgen, als er erneut das Feuer eröffnete. Ich warf mich zu Boden und schoss sofort zurück. Meine Kugeln durchschlugen jedoch lediglich ein Fenster auf dem Boot.

Von Borgh selbst ging in Deckung. Wo er sich versteckt hielt, konnte ich nicht sehen, aber mir blieb jetzt nur noch die Flucht nach vorne, sonst war das Boot zu weit vom Ufer entfernt.

Mit großen Schritten sprintete ich los, das Boot immer im Auge behaltend. Sein Kapitän zeigte sich jedoch nicht, und schließlich gelang es mir mit einem gewaltigen Sprung, das Deck doch noch zu erreichen.

Plötzlich erklang ein Rattern. Der Motor war angeworfen worden.

Ich schlich nach links. Dort irgendwo vermutete ich die Tür zum Maschinen- und Steuerraum.

Als ich den Backbord-Bereich des Bootes erreicht hatte, lugte ich vorsichtig nach rechts. Außer einer ziemlich toten Ratte war nichts zu sehen. Aber irgendwie traute ich dem Braten nicht. Trotzdem schlich ich vorsichtig weiter.

Endlich hatte ich die Tür zum Innenraum erreicht. Pass-

enderweise besaß ausgerechnet diese Tür kein Fenster. Dafür war sie aber nicht verschlossen, sondern nur angelehnt. Ich gab ihr mit meiner rechten Hand einen kleinen Schubser.

Vorsichtig warf ich einen Blick in den Innenraum, doch es war niemand zu sehen. Ich ging einen Schritt hinein, um zu sehen, ob sich mein Gegner hier irgendwo versteckt hielt.

Genau das war mein Fehler. Plötzlich erschien eine Gestalt in einem der Fenster auf der linken Seite. Eine Gestalt mit einer Pistole in der Hand.

Von Borgh drückte sofort ab. Die Scheibe flog auseinander. Instinktiv warf ich mich rückwärts, sodass mich keine der Kugeln treffen konnte. Stattdessen hieben die Geschosse in den Rahmen der Tür. Gleichzeitig schoss ich zurück, doch im Fallen hatte ich nicht groß zielen können. Meine Kugeln trafen lediglich die Innenverkleidung.

Plötzlich begann der Motor zu stottern, um schließlich ganz abzusterben. Offenbar hatten meine Kugeln ein lebenswichtiges Organ des Bootes getroffen. Was bedeutete, dass es nun langsam aber sicher von der Strömung mitgerissen wurde.

Es wurde also immer schöner. Wenn ich nicht bald Victor von Borgh erwischen, den Motor wieder in Gang bringen oder auf eine andere Weise von dem Boot verschwinden würde, würde ich mitsamt meinem Erzfeind den mächtigsten Wasserfall der Welt herunterstürzen.

Zumindest im Duell mit meinem menschlichen Gegner lagen die Vorteile auf meiner Seite, denn immerhin wusste ich nun, wo er sich ungefähr befand.

Langsam richtete ich mich wieder auf und schlich zur anderen Seite des Bootes. Dort machte das Deck einen Knick

nach rechts. Ohne um die Ecke zu schauen, hielt ich meine Desert Eagle in die Richtung, in der ich Victor von Borgh vermutete, und drückte mehrmals ab.

Die Schussgeräusche übertönten kaum das Rauschen des riesigen Wasserfalls, der sich nur etwa einen Kilometer von uns entfernt befand. Den Schrei, der plötzlich erklang, hörte ich trotzdem, wie auch die sich hastig entfernenden Schritte.

Mit einem Auge spähte ich um die Ecke. Von Victor von Borgh war nichts zu sehen, dafür lag eine Pistole auf dem Deck.

Die Waffe noch immer im Anschlag näherte ich mich der herumliegenden Waffe. Neben ihr fand ich ein paar Blutstropfen. Also hatte ich ihn nun schon zum zweiten Mal getroffen. Trotzdem gab der Kerl noch immer nicht auf.

Ich kickte die Waffe einfach weg. Mit einem leisen Platzen fiel sie ins Wasser.

Von Borgh war jetzt – mutmaßlich – waffenlos, aber wo zum Henker steckte er?

Im selben Moment, in dem ich mir die Frage stellte, wurde die Luft plötzlich von einem Rattern erfüllt. Sollte sich Hierros Hubschrauber etwa regeneriert haben?

Ich warf einen Blick zum Himmel und tatsächlich tauchte erneut ein Hubschrauber auf, diesmal aber ein deutlich kleinerer. Aus einer Öffnung wurde eine Leiter heruntergelassen.

Wahrscheinlich war das der eigentliche Fluchtweg für Victor von Borgh. Aber diese Suppe würde ich ihm noch versalzen – oder sie selbst auslöffeln ...

Da ich vermeiden wollte, durch eines der Fenster gesehen zu werden, schlich ich geduckt weiter vorwärts. Die Pistole

dabei hochzuhalten erwies sich als echte Herausforderung.

Endlich hatte ich die Ecke erreicht. Vorsichtig richtete ich mich auf. Wieder warf ich einen Blick um sie herum, doch erneut war nichts zu sehen. Wie oft sollten wir hier noch im Kreis laufen?

Plötzlich tauchte über mir ein großer Schatten auf. Erst dachte ich an einen Vogel, aber dann traf mich etwas Schweres an den Schultern. Das schiere Gewicht schleuderte mich zu Boden.

Sofort drehte ich mich auf den Rücken – und damit genau in den Tritt meines Gegners hinein. Der Stiefel traf meine linke Hand. Der folgende Schmerz schoss mir durch den gesamten Arm, während die Desert Eagle im hohen Bogen davonflog.

Mein Gegner musste auf dem Dach des Aufbaus gelauert haben. Nun stand er vor mir, mit einer Machete in der linken Hand und einem triumphalen Grinsen im Gesicht.

»Jetzt bist du dran!«, brüllte er mir entgegen. Im nächsten Moment holte er mit seiner Waffe aus und stürzte sich auf mich.

Gedankenschnell zog ich beide Beine an und trat sie ihm entgegen. Von Borgh wurde voll am Bauch getroffen. Schreiend flog er wieder zurück.

Sofort richtete ich mich wieder auf, aber auch mein Gegner sprang sofort wieder auf die Beine. Bevor er mit der Machete zuschlagen konnte, griff ich nach seinem Waffenarm und versuchte, ihm die Klinge zu entreißen.

Victor von Borgh konnte darüber nur lachen. Während ich versuchte, die Machete aus seiner Faust hervorzuziehen, schlug er mit seiner freien Hand zu.

Der Faustschlag traf mich voll am Kinn und ließ mich zu-

rücktaumeln. Ich versuchte mich an der Reling festzuhalten, doch mein Gegner setzte sofort nach. Ein Schlag traf mich an der Brust, der nächste am Kopf.

Wieder taumelte ich zurück und fiel schließlich zu Boden. Für einige Augenblicke sah ich nichts als Sonne, Mond und Sterne.

Meine Hände irrten umher, auf der Suche nach einer Stütze - und fanden etwas, das wie achtlos weggeworfen am Boden lag: Meine Desert Eagle.

Sofort ergriff ich meine Waffe und riss sie hoch. Von Borgh, der seine Machete gerade zum entscheidenden Schlag erhoben hatte, erstarrte.

»Erwischt!«, sagte ich nur, während ich mühevoll versuchte, wieder auf die Beine zu kommen. Dabei behielt ich meinen Gegner genau im Auge, der sich einige Schritte zurück bewegte. Wahrscheinlich wollte er mit einem Sprint um die Ecke entkommen.

»Stopp!«, schrie ich ihm entgegen. Von Borgh blieb tatsächlich stehen. Obwohl er direkt in den Waffenlauf starrte, grinste er noch immer.

»Du hast meine Frage noch nicht beantwortet, Kleiner. Wie ist dein Name?«, fragte er.

»Jimmy Spider!«

Sein Grinsen verschwand, offenbar dachte er nach. Kurze Zeit später kehrte es wieder zurück, nur nicht mehr so selbstsicher wie zuvor.

Über uns hinweg kreiste noch immer der Hubschrauber. Immer wieder näherte sich die Leiter dem Boot, um dann wieder weggeschwenkt zu werden. Offenbar war sich der Pilot nicht sicher, wer von uns sein Passagier werden sollte. Gleichzeitig trieb das Boot immer weiter den Niagarafällen

entgegen. Wenn mir nicht bald etwas einfiel, war das mein Ende. Aber immerhin hätte ich zuvor noch den Mörder meiner Eltern in die ewigen Jagdgründe geschickt.

»Jimmy Spider also ...«, riss mich Victor von Borgh aus meinen Gedanken. »Ich hatte mir schon gedacht, dass du dich für irgendetwas rächen willst. Zu dumm, dass ich dich damals nicht zu Gesicht bekommen habe, dann hätte ich uns beiden einige Probleme erspart.«

Ich stand kurz davor, einfach abzudrücken, aber etwas lag mir noch auf dem Herzen. »Du hast mich nicht gesehen, aber ich dafür dich. Und dieses Gesicht habe ich bis heute nicht vergessen.«

Sein hämisches Grinsen wurde wieder etwas breiter. Entspannt nahm er den Griff der Machete von einer Hand in die andere. Die Schmerzen und der Blutverlust durch seine Schusswunden schienen ihm nichts auszumachen. »Na komm, schieß doch, oder traust du dich nicht?«

»Mach dir darüber keine Gedanken. Ich will nur eines wissen – warum?«

»Warum was?«

»Warum hast du meine Eltern umgebracht?«

Mein Gegenüber lachte auf. »Das ist ein Betriebsgeheimnis und dieses Betriebsgeheimnis nehme ich notfalls auch mit ins Grab. Nur so viel: Es war eine Familienangelegenheit.«

Während seines letzten Wortes riss mein Gegner plötzlich die Machete hoch und schleuderte sie mir einfach entgegen.

In dem Moment, in dem die Waffe seine Hand verließ, schoss ich. Meine Kugel hieb ihm mitten in die Stirn. Mit weit aufgerissenen Augen wankte Victor von Borgh zu-

rück.

Plötzlich spürte ich einen stechenden Schmerz in meiner linken Schulter. Die Machete – sie hatte meinen Kopf knapp verfehlt und stattdessen meine Schulter gestreift. Wo sie danach landete, wusste ich nicht. Es war mir letztendlich auch egal.

Vor mir hielt sich Victor von Borgh noch immer auf den Beinen. Aber nur noch für eine Sekunde, dann kippte er einfach nach hinten um. Ich hatte es geschafft!

Das Triumphgefühl, das in mir hochstieg, wurde im nächsten Moment von einem gewaltigen Rauschen zurückgedrängt. Der Wasserfall – das Boot war kurz davor, hinunterzustürzen.

Wie der berühmte Rettungsanker erschien plötzlich wieder der Hubschrauber mit der heruntergelassenen Leiter. Erneut näherte er sich dem Boot.

Augenblicklich steckte ich meine Waffe weg, stieg auf die Reling – und griff zu.

Die Leiter riss mich mit sich. Nur zwei Sekunden später hatte das Boot den Wasserfall erreicht. Lautlos kippte es dem Abgrund entgegen und mit ihm der Mörder meiner Eltern, Victor von Borgh.

Im Moment aber hatte ich andere Probleme. Ich versuchte, meine Schmerzen zu ignorieren und kletterte die Leiter hoch. Die Kerle in dem Hubschrauber würden vielleicht Augen machen, wenn ich oben angekommen war ...

\*\*\*

»... und das haben sie dann auch«, beendete ich meinen Bericht der damaligen Ereignisse. »Statt ihren Boss in die

Arme zu schließen, schauten sie direkt in den Lauf meiner Desert Eagle. Und so flogen wir gemeinsam dem Sonnenuntergang entgegen.«

Tanja Berner war wohl so in meiner Geschichte gefangen, dass sie erst einmal gar nichts sagte. Nach einer Weile schien sie dann aber doch aus ihrem tranceartigen Zustand zu erwachen. »Wow ... einfach nur wow.«

»Du meinst wahrscheinlich nicht das Essen.«

Sie schüttelte etwas verwirrt den Kopf. »Nein, ... halt, ich meine - auch, aber vor allem - das ist alles wirklich so passiert?«

»Ganz genau so.«

»Und ...« Sie war wohl noch immer etwas gefesselt von meinem Bericht. »... was wurde aus Andrew Logger und Finnegan?«

Ich hob die Schultern. »Andrew hat alles gut überstanden. Naja, zumindest körperlich. Nachdem wir nach England zurückgekehrt waren, hat er beim MI6 gekündigt. Als ich ihn vor zwei Jahren das letzte Mal getroffen habe, arbeitete er als Privatdetektiv in Edinburgh - als gut bezahlter Privatdetektiv, wohlgemerkt. Finnegan dagegen ... er ist ihm leider entwischt. Entwischt oder tot. Vielleicht ist er damals an seinen Wunden verblutet und rottet immer noch in diesem Wald vor sich hin. Jedenfalls ist er seitdem nie mehr aufgetaucht, ebenso wie die Guardia Azul. Das Hierro-Kartell hat sich danach auch buchstäblich in Rauch aufgelöst.«

»Und - hast du irgendeine Idee, was Victor von Borgh mit *Familienangelegenheit* meinte?«

Ich trank noch einen Schluck Wein, bevor ich antwortete. »Bis vor Kurzem habe ich noch immer darüber gerätselt - obwohl ich zugeben muss, dass ich schon lange nicht mehr

daran gedacht habe. Aber als mir Alexis von Borgh die Zusammenhänge zwischen der Familie McShady und ihm selbst erklärt hatte, wurde mir klar, dass nur diese Familienangelegenheit gemeint gewesen sein konnte.«

»Und welche Zusammenhänge wären das?«

In den nächsten Minuten berichtete ich ihr ausführlich von dem, was mir Alexis von Borgh und Geoffrey McShady erzählt hatten.

»Das wird ja immer undurchsichtiger«, kommentierte sie das soeben Erfahrene.

»Du hast gefragt – ich habe geantwortet. Und jetzt ... werde ich mich mal um das Dessert kümmern.«

Ich war schon aufgestanden, da rief die Schweizerin plötzlich »Stopp!«

Nun stand auch sie auf und kam langsam auf mich zu. Dabei erschien auf ihrem Gesicht wieder ihr verschmitztes Lächeln. »Ich denke, wir sollten uns gemeinsam um das Dessert kümmern.«

Also hatte ich sie vorhin doch nicht falsch verstanden.

Auch ich musste lächeln, als die Schweizerin immer näher kam. Ihre Lippen trafen auf meine, und für einen Moment schlossen wir beide die Augen.

Als wir sie wieder öffneten, befand sich Tanja Berners Gesicht nur wenige Zentimeter von meinem entfernt. Ihre Hände glitten über meinen Oberkörper, während sich meine Hände auf ihre Schultern legten.

Der nun folgende Kuss war um einiges inniger als der erste – aber kein Vergleich zu dem, was noch in dieser Nacht folgte. Da verzichtete ich doch gerne auf eine eisgekühlte Schokoladenmousse ...

## **Jimmy Spider und die mordende Blume**

Die Natur zeigte sich wieder einmal von ihrer schönsten Seite. Die Strahlen der kühlen Herbstsonne brachen sich in den letzten noch vorhandenen Blättern der Bäume. Ein leichter Wind ließ das Laub leise rascheln.

Ein Waldspaziergang konnte bei diesem Wetter ein echter Genuss sein, wären da nicht die überdimensional großen Blätter der Ahornbäume, die vor Feuchtigkeit triefend sich gemächlich zu Boden sinken ließen – leider stand ihnen dabei ausgerechnet mein Kopf im Weg. Blatt auf Blatt klatschte wahlweise auf meine Haare oder gar in mein Gesicht.

Dummerweise hatte ich mit solcherlei Angriffen nicht gerechnet und deshalb auf einen Mantel mit Kapuze verzichtet. Auch ein Regenschirm gehörte nicht zu meinem Waffenarsenal.

Ich spielte schon mit dem Gedanken, den handlichen Mini-Flammenwerfer aus meinem Einsatzkoffer zu holen und ihn gegen die ungebetenen Tiefflieger einzusetzen. Allerdings würde dies bei der schiereren Masse an umher segelnden Blättern schnell dazu führen, dass dem Gerät der Saft ausging. Und für das, was noch vor mir lag, würde ich diese Waffe sicher anderweitig einsetzen müssen.

Neben dem bereits erwähnten Flammenwerfer befanden sich in meinem Einsatzkoffer noch eine automatische Heckenschere, zwei Handgranaten und eine Flasche Wodka. Die übliche Ausrüstung eines Gärtners eben.

Der Grund, weshalb ich mich zur schönsten Zeit des Herbstes in diesem Wald in der Einsamkeit Cornwalls auf-

hielt, war ebenso simpel wie mysteriös. Eine Gruppe von Pilzsammlern war bei der Suche nach mehr oder weniger schmackhaften Schirmträgern auf eine riesige gelbe Blüte gestoßen. Als wäre diese Entdeckung nicht schon famos genug, mussten die arglosen Sammler auch noch feststellen, dass diese Blume sich vorzugsweise von Menschenfleisch zu ernähren schien. Drei von ihnen wurden von den Wurzeln der Pflanze gepackt und von der riesigen Blüte verschluckt. Ein wahrhaft blumiges Ende.

Den anderen vier arglosen Gesellen war hingegen die Flucht gelungen. Zufällig hatte sich unter den Glücklichen auch der Vater eines hohen Geheimdienstoffiziers befunden, welcher wiederum sofort die TCA alarmierte.

Und nun befand ich mich auf der Suche nach jenem mordlüsternen Ungetüm. Immerhin hatte ich eine ungefähre Wegbeschreibung erhalten, wo die Blume zu finden war. An der dritten Eiche links, hatte es geheißen. Zwei hatte ich bereits passiert.

Zumindest bisher hatte ich mit dem Zustand des Weges Glück gehabt. Offensichtlich hatte bereits der eine oder andere Traktor diesen Schleichweg genutzt. Wenigstens meine Füße waren wetterfest angezogen, obwohl die Wanderschuhe ihre besten Tage schon hinter sich hatten.

Nach einigen Minuten hatte ich auch die dritte Eiche erreicht. Die mächtigen Äste des Baumes waren recht einseitig gewachsen, als würden sie mir den Weg nach links in den Wald hinein weisen wollen.

Gerade wollte ich mich in Richtung Dickicht wenden, da ließ mich eine Stimme zusammenzucken. »Kann ich Ihnen helfen, Mister?«

Sofort drehte ich mich um die eigene Achse, um den Spre-

cher ausfindig zu machen. Die Stimme war aus Richtung der Eiche aufgeklungen. Und tatsächlich trat plötzlich hinter dem mächtigen Stamm ein Mann hervor. Sofort fielen mir seine zerschlissenen wirkenden Klamotten auf. Sowohl Jacke als auch Hose sahen aus, als hätte jemand eine Ketten säge mit einem Bügeleisen verwechselt.

Sein Gesicht war von einem dichten schwarzen Bart bedeckt. Die zerzausten buschigen Haare hatten die gleiche Farbe. Seine Mundwinkel waren zu einem leicht arroganten Grinsen verzogen. Auffällig war zudem der äußerst stechende Blick, mit dem mich der Mann fixierte.

»Wenn es möglich ist, *Mister ...*«, antwortete ich. »... könnten Sie mir vielleicht den Weg zu dieser riesigen Blume zeigen. Meine Frau freut sich immer über ausgefallene Sträuße.«

»Da muss ich Sie leider enttäuschen«, drang es gepresst aus dem Mund des Fremden hervor. »Sie werden Ihrer Frau keinen Blumenstrauß mitbringen können. Nie wieder.«

Dieses Gespräch verlief in eine recht unangenehme Richtung. Wie um meine düsteren Gedanken zu bestätigen, schossen plötzlich grüne Stränge aus den Fingern des Mannes hervor. Alle zehn hatten nur ein Ziel – mich.

Geistesgegenwärtig hechtete ich in die entgegengesetzte Richtung, um Zeit zu gewinnen. Noch im Laufen öffnete ich meinen Einsatzkoffer. Als ich einen einigermaßen passablen Abstand zu den mich verfolgenden Strängen gelegt hatte, ließ ich den Koffer zu Boden fallen und zog die Akku-Heckenschere hervor.

Das Gerät besaß ein gut sechzig Zentimeter langes Schwert. Damit würde ich diesem rabiaten Gemüse hof-

fentlich zu Leibe rücken können.

Schon zuckten zwei der Stränge auf mich zu. Sie hatten sich die letzten Meter bis zu mir über den Boden geschlängelt und schossen nun aus dieser Position nach oben.

Sofort schaltete ich das Gerät an und schlug aus dem Stand heraus zu. Die Klingen der Schere drangen durch die Stränge wie durch warme Butter und kappten sie augenblicklich. Die nun um ihre Spitzen gebrachten Stummel zuckten wild umher.

Nur Sekunden später griffen auch die anderen Stränge an. Ein wild wuselndes Bündel wollte meinen Hals umschlingen, doch erneut schlug ich zu und zerschnitt die Stränge.

Plötzlich wickelten sich zwei der Greifarme um mein linkes Bein. Aber so einfach machte ich es ihnen nicht. Ein Schlag mit der ratternden Heckenschere reichte aus, und die Verbindung zu dem Fremden war gerissen. Die Stränge, die mein Bein umwickelt hatten, verdorrten augenblicklich und zerfielen zu Staub.

Vor mir schienen sich die verletzten *Würmer* neu zu formieren. Doch bevor sie einen geordneten Angriff starten konnten, schlug ich erneut zu. Pflanzenfasern und grünlicher Saft flogen mir förmlich um die Ohren.

Bevor mein Gegner reagieren konnte, sprintete ich mit erhobener Heckenschere auf ihn zu.

Der Mann schien von meiner Aktion kein bisschen geschockt zu sein. »Das war ein Fehler«, hauchte er mir zu, bevor er seinen Mund weit aufriss.

Eine armdicke Wurzel, die wohl mal eine Zunge gewesen war, schoss mir förmlich entgegen.

Offenbar hatte man den Typen aber nicht mit Zielwasser

gegossen, denn ein kleiner Sprung nach rechts reichte aus, um dem Strang zu entgehen. Die Zunge flog meterweit an mir vorbei.

Bevor sich die Wurzel auf die neue Situation einstellen konnte, ging ich selbst zum Angriff über.

Ich verabschiedete mich von dem Gedanken, noch einen Menschen vor mir zu haben. Möglicherweise war er einer der Pilzsammler gewesen, die der Monsterblume zum Opfer gefallen waren.

Ein Hechtsprung brachte mich auf etwa einen halben Meter an den Veränderten heran. Mit aller Kraft schlug ich von rechts nach links zu. Die Klingen der Heckenschere drangen spielend leicht in den Hals des Fremden ein. Grünes Blut spritzte mir entgegen, während die Schere den Kopf vom Körper des Mannes kappte.

Der Schädel schlug links neben dem Torso auf, der sich noch immer auf den Beinen hielt. Man sagt ja oft ‚Unkraut vergeht nicht!‘, aber dass ich mal die leibhaftige Bestätigung dafür erhalten würde, hätte ich auch nicht für möglich gehalten.

Aus dem Stumpf des Halses drangen weitere Pflanzenstränge hervor.

Auf einen noch längeren Kampf wollte ich mich nicht einlassen. Deshalb schlug ich sofort drei Mal zu. Den Buchstaben, den ich dabei in das Fleisch des Pflanzenmonsters schnitt, hätte einem legendären mexikanischen Maskenmann alle Ehre gemacht. Dummerweise befand sich kein Publikum in der Nähe, um meine Kunstfertigkeit entsprechend zu würdigen.

Immerhin reichten meine Schläge aber aus, um meinem Gegner endgültig den Rest zu geben. Die zerschnittenen

Reste der Mutation fielen in sich zusammen, zuckten noch kurz, bis sie auf dem Waldboden liegend verdorrten.

Ich atmete einmal tief durch, bevor ich die Heckenschere wieder abstellte und mich auf den Weg zu meinem Einsatzkoffer machte.

Dabei stellte sich mir die Frage, was bloß mit den Pilzsammlern geschehen war. Ein Mann und zwei Frauen waren gefressen worden – zumindest war ich davon ausgegangen. Jetzt aber schien es, als wären sie ... verändert worden. Mit was also hatte ich es hier zu tun? Öko-Zombies? Wer-Blumen?

Schließlich erreichte ich meinen Einsatzkoffer, schloss ihn wieder und hob ihn an. Nun würde mich hoffentlich nichts mehr von der Suche nach der Quelle allen Übels in diesem Wald abhalten.

Oder doch? Plötzlich raschelte etwas vor mir in den Büschen. Die Heckenschere schlagbereit erwartete ich den Ankömmling.

Aus den Büschen trat – eine nackte Frau. Dass ich hier auf ein geheimes Nudistencamp gestoßen war, bezweifelte ich. Bei der Dame musste es sich um eine der beiden Vermissten handeln. Doch die Frau schien mir nicht so, als würde sie mir ein Bündel Pflanzenstränge entgegen schicken.

Ich blickte ihr in die Augen und sah Furcht in ihnen schimmern.

»Bitte ... bitte ...«, flüsterte sie, als sie mir entgegen torkelte.

Bevor sie zu Boden stürzen konnte, fing ich die Frau auf und lehnte sie an einen Baumstamm.

»Beruhigen Sie sich, Miss. Es wird alles gut.«

Mit großen Augen blickte sie mich an. »Wer ... sind Sie?«  
»Ich heiße Jimmy Spider. Ich bin Polizist und hier, um Ihnen zu helfen.« Von meiner Tätigkeit als Mitarbeiter einer Geheimbehrde musste sie nicht unbedingt erfahren. Außerdem hätte sie das nur zusätzlich verwirrt. »Und mit wem habe ich die Ehre?«

»Loreen ... Del ... Monte.«

»Okay, Loreen, können Sie mir sagen, was passiert ist?«

Die Frau zitterte am ganzen Körper. Ich zog meine Jacke aus und legte sie ihr um. Ihre Stimme klang schwach, doch schließlich gelang es ihr, mir zu antworten. »Wir ... wir waren zusammen Pilze sammeln. Tom, Julie und ich ... wir wurden von dieser riesigen Blume gepackt und ... verschluckt. Ich dachte, ich müsste sterben, doch dann ... dann drang etwas in mich ein. Es ... es muss eine Pflanze gewesen sein. Sie hat versucht, mich zu verändern ... böse zu machen. Ich ... ich verspürte schreckliche, mörderische Gedanken. Den anderen erging es genauso. Tom und Julie ... sie haben sich schon verändert. Ich ... habe mich gewehrt, aber es ist so schwer. Es ... es tut so weh.«

Ich versuchte, beruhigend auf die Frau einzuwirken. »Es wird sich alles richten, Loreen. Bitte, Sie müssen sich zusammenreißen. Wenn Sie mich zu der Blume führen, kann ich dem ganzen Spuk vielleicht ein Ende setzen.«

Nach kurzem Zögern nickte mir die junge Frau vorsichtig zu. Erst jetzt erkannte ich, dass sie höchstens Mitte Zwanzig sein konnte. Ihr langes blondes Haar ließ sie zwischen dem welken Laub wie eine märchenhafte Fee wirken.

Langsam richtete sie sich auf. Dass sie mir nackt gegenüber stand, schien ihr nicht allzu viel auszumachen. Wahrscheinlich hatte sie das Erlebte zu sehr verstört, als dass sie

sich über irgendwelche Vorschriften bezüglich Nudismus in der Öffentlichkeit Gedanken machen konnte.

Ein sanftes Lächeln umspielte ihre Lippen, als sie sich langsam herumdrehte und wieder in die Büsche trat. Ich hob die Heckenschere und den Koffer an und folgte ihr.

Dieser Wald war im Gegensatz zu vielen anderen noch sehr naturbelassen. Wild wucherten Büsche, junge Triebe und dicke Wurzeln zwischen den mächtigen Stämmen der alten Bäume. Ein Flecken beinahe unberührter Natur, durch den wir uns langsam einen Weg bahnten. Immer wieder scheuchten wir dabei kleine Vögel, Eichhörnchen und weiteres Getier auf.

Ich wurde das Gefühl nicht los, dass der Wald immer dichter wurde, je näher wir der Monster-Blume kamen. Ich spielte schon mit dem Gedanken, mit der Heckenschere etwas nachzuhelfen, als wir plötzlich auf eine kleine Lichtung traten.

Als hätte die Natur einem ihrer ungewöhnlichsten Abkömmlinge einen besonderen Raum geschaffen, thronte mitten auf der Lichtung, umgeben von hohen Grashalmen, eine riesige gelbe, geschlossene Blüte. Um sie herum wuchsen gewaltige Wurzeln und Stränge, die dieser Pflanze etwas Majestätisches gaben.

Wie angewurzelt blieb meine Begleiterin stehen. »Dort ist sie«, flüsterte sie mir zu.

Ich bat Loreen, sich etwas zurückzuziehen. Vorsichtig trat sie einige Schritte hinter mich.

Mit der rechten Hand öffnete ich meinen Einsatzkoffer. Zunächst steckte ich mir die beiden Handgranaten ein, dann ergriff ich den Mini-Flammenwerfer. Mit ihm und der Heckenschere in der linken Hand würde ich dem Ungetüm

zu Leibe rücken können.

Bevor ich irgendetwas in diese Richtung unternehmen konnte, reagierte die Blume. Allerdings nicht so, wie ich erwartet hatte. Fast schon provozierend langsam öffnete sich die Blüte. Als die gelben Blätter nach unten gesunken waren, erkannte ich, was sie die ganze Zeit verborgen gehalten hatten: Eine weitere nackte Frau. Das musste diese Julie sein, über die mir Loreen berichtet hatte.

Langsam aber sicher kam ich mir im Angesicht derart viel nackter Haut vor wie in einem Porno. Allerdings schienen, wie ich aus einigen Gesprächen mit Mitgliedern der Dämonenjäger-Abteilung der TCA erfahren hatte, solche monströsen Gestalten ein Faible für unbekleidete Damen zu haben. Einerseits konnte ich es den Monstern nachfühlen, aber andererseits kam es mir schon recht merkwürdig vor.

Für einen Moment fragte ich mich, was wohl Tanja Berner zu meiner Begegnung mit diesen Damen sagen würde – falls ich ihr etwas davon erzählte.

Auch Julie trug dieses arrogante Grinsen zur Schau, das ich bereits bei dem bärtigen Mann (wahrscheinlich ihr Begleiter Tom) erlebt hatte.

»Das, was du getan hast, Fremder, war ein großer Fehler«, zischte mir die Nackte entgegen.

»Da erzählen Sie mir nichts Neues.«

Die Frau ignorierte meine Antwort. »Das, was du hier siehst, ist mehr als ein Wunder der Natur. Es ist ein lebendes Geschöpf, eine selbständig denkendes Wesen. Und wir sind nun ein Teil von ihm. Durch deine Tat hast du nicht nur einen von uns vernichtet, du hast auch dem, dem wir all dies zu verdanken haben, großen Schaden zugefügt. Diesen Frevel wirst du mit deinem Leben bezahlen müs-

sen!«

Das hatte ich mir bereits selbst zusammenreimen können. Gespräche mit bösen Mächten verliefen meist in eine ähnliche Richtung, insbesondere, wenn ich diesen Mächten zu sehr auf die Pelle rückte. Oder wie in diesem Fall auf die Wurzel.

Statt weitere große Reden zu schwingen, griff Julie an. Diesmal schossen keine grünen Stränge aus den Fingern der Veränderten, dafür veränderten sich die gesamten Arme. Die Haut zog sich zusammen, die Finger verschmolzen, und schließlich entstanden aus den beiden Armen zwei dicke Wurzelstränge.

Sofort schossen die Greifarme auf mich zu.

Ich machte keine Anstalten, ihnen auszuweichen. Stattdessen aktivierte ich die elektrische Heckenschere und lief ihnen entgegen.

Mit einem Hieb durchtrennte ich den linken Wurzelstrang. Grüner Saft verteilte sich auf dem Waldboden, während meine Gegnerin schmerzerfüllt aufschrie.

Gleichzeitig reagierte auch die Blume. Ihre Wurzeln gerieten in Bewegung und walzten sich mir entgegen. Die veränderte Frau wurde fast zu Boden geworfen, als sich unter ihr die Blüte erhob und halb schloss.

Die Nackte sprang herab und damit auf mich zu. Diesmal reagierte ich zu langsam. Ihr zweiter Arm schoss auf mich zu und umschlang in Bruchteilen von Sekunden meine Beine.

Ein Ruck genügte, um mich zu Boden stürzen zu lassen. Lachend zog mich die Mutantin näher zu sich. Zugleich glitten die Wurzeln der Blume gefährlich nahe an mich heran.

Die ersten Ankömmlinge konnte ich noch mit ein paar Schlägen mit der Heckenschere abwehren, doch schließlich gelang es einem Strang, sich um meinen Brustkorb zu wickeln.

In diesem Moment setzte ich auch meinen Mini-Flammenwerfer ein. Ich brauchte nur auf einen kleinen Abzug zu drücken, und schon schoss der Frau eine gewaltige Feuerlohe entgegen.

Schreckliche Schreie erklangen, während die Nackte lichterloh brannte. Das Feuer sorgte dafür, dass ihr Körper förmlich zerschmolz, während sich ihr Arm von meinen Beinen löste.

Dies schien die Blume noch wütender zu machen. Die Wurzel, die meine Brust umwickelt hatte, riss mich empor und drückte unbarmherzig zu.

Der Schreck und die Schmerzen sorgten dafür, dass ich meine beiden Waffen fallen ließ.

Die Blüte schien nun ihre große Chance zu sehen. Sie schob sich immer weiter in die Höhe, umwallt von ihren zahlreichen Wurzelsträngen. Mittlerweile hatte ihr Körper bereits die Größe eines Einfamilienhauses erreicht.

Als die Blüte schon weit über mir schwebte, öffnete sie sich erneut und drang mir entgegen. Es schien, als wollte sie mich ebenso verschlingen wie die drei Pilzsammler. Allerdings hatte ich keine Lust, als lebender Komposthaufen zu enden.

Mit meinen Händen griff ich mir in die Hosentaschen und zog die beiden Handgranaten heraus. Die Abreißzünder biss ich in Ermangelung weiterer Hände einfach ab. Glücklicherweise besaßen die beiden Eier keine Aufschlag-, sondern Zeitzünder.

Mit aller Kraft warf ich sie dem herannahenden Ungetüm entgegen. »Guten Appetit!«, schrie ich dabei.

Und tatsächlich schnappten die Blütenblätter zu, als sie von den Granaten getroffen wurden. Die geschlossene Blüte schien unschlüssig, was sie mit dieser vermeintlichen Vorspeise anfangen sollte. Bevor sie eine Entscheidung treffen konnte, war es für sie bereits zu spät.

Mit einer gewaltigen Explosion wurde die riesige Blüte zerrissen. Der nun kopflose Pflanzenkörper zuckte orientierungslos umher und ließ mich schließlich einfach fallen. Zum Glück dämpfte der weiche Waldboden meinen Aufschlag etwas.

Sofort sammelte ich meine verlorenen Waffen auf, um der Mörderblume den Rest zu geben. Doch das war nicht mehr nötig. Die Zuckungen der Wurzeln wurden schwächer und schwächer, bis die letzten Bewegungen schließlich ganz erstarben. Die einst dicken Pflanzenstränge dünnten immer mehr aus und verdorrten schließlich vollständig.

Das also war geschafft. Ich legte den Flammenwerfer und die Heckenschere wieder ab.

Da fiel mir Loreen wieder ein. Sie hatte ich bei dem Kampf gegen das Ungetüm völlig vergessen. Augenblicklich drehte ich mich zu ihr um. Die nackte Frau stand noch immer an derselben Stelle, an der ich sie zurückgelassen hatte.

Lächelnd ging ich auf sie zu. »Es ist geschafft, Loreen. Sie brauchen keine Angst mehr zu haben.«

Die Frau reagierte nicht. Wie eine Statue stand sie vor mir. In ihrem ausdruckslosen Gesicht konnte ich keinerlei Emotionen ablesen. Erst, als ich ihr tief in die Augen blickte, erkannte ich so etwas wie ... Trauer. Diesen Blick kannte

ich von mir selbst. Wie oft hatte ich mir selbst im Spiegel in die Augen geschaut, in der Zeit, nachdem meine Eltern ermordet worden waren.

Was war nur mit ihr geschehen? Trauerte sie um die vernichtete Blume - oder gar über sich selbst?

Plötzlich veränderte sich die Frau. Ihre Haut schien sich aufzuspalten, doch statt dass sie vor meinen Augen zerfiel, verwandelte sie sich in etwas anderes - in zahllose, eng verbundene Pflanzenstränge.

Der Verbund stürzte mir entgegen. Vor meinen Füßen schlugen die Stränge auf. Ich hatte mich schon auf einen Angriff eingestellt, doch ich hatte mich getäuscht. Die Stränge drangen sanft in den Waldboden ein und verschwanden nach und nach, bis nichts mehr von ihnen zu sehen war.

Ein äußerst unbefriedigendes Ende. Da hatte ich noch nicht einmal Lust, mir eine Siegerzigarre anzustecken. Stattdessen wollte ich nach der Wodka-Flasche greifen - und musste feststellen, dass sie zerbrochen war. Ein Schlag der mächtigen Wurzeln musste den Einsatzkoffer getroffen haben.

Man gönnte mir aber auch gar nichts ...

**Ende des 3. Bandes**

